

VERONA

Illustrirte Damen-Zeitung

Inhalt: Mutter, komm' doch! Nach ihrem Gemälde gezeichnet von Fr. Auguste Ludwig; Text von Johannes Trojan. — Kinderleid und Jugendglück. Novelle von Billamaria. — Briefe. — Wiener Weltausstellung. VII. Von Ludwig Pfau (mit Abbildungen). — Feuer und Feuerzeuge. Von Dr. med. Feit. (Schluß). — Der Postmeister von Hirteln. Von Ludovica Heselhel. — Ein unheimlicher Coupé-Genosse. Von Georg Belfy. — Auflösungen der Schach-Aufgabe Nr. VII und des Buchstaben-Räthfels Seite 242. — Scherz-Neubus. — Correspondenz.

Mutter, komm' doch!

Zum Bilde von Fräulein Ludwig.

Es geschieht öfter, als gut wäre, daß man mit den freundlichen Worten: „Warte hier ein Augenblickchen — ich bin sogleich wieder da!“ auf einen Posten gebannt wird, auf dem man Gelegenheit hat, die wunderbare Natur der Augenblicke kennen zu lernen. Da kann nun aus verschiedenen Fällen constatirt werden, daß ein Augenblickchen mitunter lang genug ist, um während seines Verlaufs die längste Geduld bis auf das letzte Ende sich aufrollen zu lassen, und daß ein Sogleich unter Umständen soviel bedeutet als: nach einer Stunde oder nach zwei Stunden oder auch gar nicht.

Das Warten über festgesetzte Zeit hinaus ist immer peinlich, indessen relativ erträglich noch, wo es zu günstiger Tageszeit in einem anmuthigen Garten oder in einem behaglichen, mit Erfrischungen ausgestatteten Salon stattfindet. Anders wird die Sache für den Wartenden bei Nacht und Unwetter, in Wüsten und Wildnissen und endlich auch in den Fällen, wo mit dem Warten die Verpflichtung verbunden ist, auf etwas Licht zu geben. In solchen Fällen heißt es z. B.: „Unterdessen gib Licht, daß Niemand die Leiter fortnimmt!“ oder: „daß der Onkel nicht kommt!“ — worin zugleich der Auftrag liegt, den Onkel, wenn er trotzdem kommen sollte, entweder zu Boden zu schlagen oder ihn, nach schnell gemachter Bekanntschaft, in eine möglichst lebhafteste Discussion über politische Fragen zu verwickeln. In ähnlicher Weise verpflichtet man sich, darauf zu sehen: „daß der Feind nicht den Paß besetzt!“ oder: „daß der Panther nicht durchbricht!“ oder: „daß die Räuber nicht durch die Hintertüre entwischen.“ Das sind die Fälle, in denen die Verlängerung des Augenblickchens von dem Wartenden ganz besonders unangenehm empfunden wird.

Mit einem so gefährlichen Posten ist unser Peter nicht betraut

worden. Als die Mutter „auf ein Augenblickchen“ fortging, gab sie ihm den Auftrag, unterdessen auf den Kleinen Licht zu geben. Das schien mühelos und unbedenklich; denn der kleine Hans schlief so süß und ruhig, daß als ganz sicher voranzusehen war, er werde noch ein Augenblickchen weiter-

schlafen. Peter hatte also offenbar Nichts zu thun, als dazusitzen und darauf zu sehen, daß Niemand das Bettchen mit dem kleinen Schläfer forttrüge. Dazu verstand er sich bereitwillig und freudig.

Die Mutter ging — und kaum war sie außer Schweite, als der Kleine — wir wollen nicht annehmen, daß er sich nur schlafend gestellt hatte — sich zu regen begann. Er wartete noch, bis die Mutter weit genug war, um ihn nicht mehr hören zu können; alsdann erhob er ein solennes Einleitungsgeschrei, welches ganz im Allgemeinen ausdrückte: Welch eine Welt! Was für ein Leben! Man nahm ihn aus dem Bettchen, um durch einen erweiterten Einblick in die Welt ihm zu beweisen, daß seine Anschauungen gar zu pessimistisch seien. Welche Täuschung! Der erste Blick in die erweiterte Welt machte es ihm zur Thatsache, was ihm bisher nur als dunkle Ahnung vorgezeichnet hatte; ein neues Geschrei in neuer Tonart sagte deutlich: Keine Mutter da! Was soll aus mir werden?

Man redete ihm freundlich zu und versuchte ihn durch Liebesworten zu beruhigen. Man sprach davon, daß es außer der Mutter noch andere liebenswürdige Leute gäbe, immer bereit, für den kleinen Hans durch Wasser und Feuer zu gehen. Man versicherte endlich, die Mutter müsse jeden Augenblick wiederkommen. Alles vergeblich! Die einzige, unablässig wiederholte Antwort war, in Geschrei ausgedrückt: Ich glaub's nicht!

Man griff zu einem ganz neuen Mittel: man sprach von königlichen Belohnungen, welche einzig für artige und durchaus ruhige Kinder bestimmt wären. Hölzerne Pferdchen, Hampelmänner und lebendige kleine Vögel wurden in Aussicht gestellt. Es half Nichts — das correspondirende Geschrei lautete: Eitle Vorspiegelungen! — Worte! — Worte!

Jetzt gab man es auf, mit Sanftmuth und Milde etwas zu erreichen. Man zog plötzlich andere Saiten auf, machte ein zorniges Gesicht und drohte mit der Beorderung schwarzer Schafe, einer Thierart,



Mutter, komm' doch! Nach ihrem Gemälde gezeichnet von Fr. Auguste Ludwig.

die in gewissen Kreisen als ungemein heimtückisch und bissig
verrufen ist.

Damit war Alles verloren. Bis dahin war das Geschrei
in Absätzen erfolgt mit eingelegten Kunstpausen und ruhigen
Augenblicken; jetzt erst begann das große kontinuierliche Haupt-
geschrei, das einen so wilden und erschrecklichen Charakter hat,
daß eine ängstliche Mutter, die es von ferne hört, es sich nur
in die Worte übersetzen kann: Zu Hilfe! Zu Hilfe! Man
brennt mich mit glühendem Eisen!

Jetzt machte Peter keine Versuche mehr, den kleinen Schrei-
hals zu beruhigen. Er sah es zu deutlich ein: hier bin ich
machtlos. Aber während ihm der kleine schreiend und strampelnd
auf dem Schoß lag — mit dem Kopf etwas tiefer, als
unter solchen Umständen zweckmäßig gewesen wäre — wurde
Peter immer bänglicher und ängstlicher zu Muth. Eine
unbestimmte Furcht ergriß ihn, daß das Geschrei endlich zu
etwas Schrecklichem führen müsse, vielleicht zum Ersticken oder
zum Zerpringen. Die Hilflosigkeit, in der er sich befand,
wurde ihm unerträglich. Wenn doch die Mutter nur käme!
Sie wollte ja sogleich wiederkommen. — O Mutter, komm!
doch! so dachte er und rief er endlich mit kläglichem Stimm-
e. Und endlich kommt sie. Wie schnell ist ihr die Zeit ent-
flogen im kurzen Gespräch mit sechs oder sieben Nachbarinnen!
In der That, sie ist nur ein Augenblickchen fortgewesen. Sie
kommt um so hurtiger zurück, als sie das Geschrei, wie sie
sagt, schon in der Entfernung von einer halben Meile gehört
hat. Wie sie in die Stube tritt, wirft sie Peter einen strafen-
den und dem Kleinen einen bedauernden Blick zu. So haben
sie dich schreien lassen! sagt sie, indem sie das Kind in die
Arme nimmt. — Ja, es war schrecklich, schrecklich! Aber nun
wird ja Alles wieder gut! so antwortet ihr das allmählig aus-
klingende Schluchzen des Kleinen.

Peter kann sich als entlassen betrachten — entlassen ohne
Dank, mit Bornblick, mit stummem Tadel! So haben sie
Dich schreien lassen! sagte die Mutter. Eine Mehrheit von
Personen, welche schreien ließen, wird aber jedenfalls von der
Mutter nur angenommen, um der Sache ein noch kläglicheres
Ansehen zu geben. Nein, Peter kann sich darin nicht täuschen:
er ist gemeint, er allein. Das ist nun der Lohn dafür, daß
er auf einem so schwierigen Posten so lange mit Pflichttreue
ausgehalten, daß er alle ihm bekannten Mittel, ein Kind zu
beruhigen, der Reihe nach versucht hat! Sollte das vielleicht
ein Vortheil sein von dem, wie es überhaupt in der Welt
zugeht?

In düsterem Sinnen verläßt er das Haus. Verschlössen
und finster klettert er auf einen Kirschbaum, auf dem er früher
schon Trost gesucht und gefunden hat.

J. Trojan.

Kinderleid und Jugendlück.

Novellette von Villamaria.

Sie sollte in die abgelegene Kollkammer gesperrt werden,
die arme Kleine, so sehr sie sich auch sträubte, so innig sie
auch bat und Besserung gelobte.

Jetzt umspannten Tante Brigittens Finger das zarte
Handgelenk, die Gitterthür ward geöffnet, das kleine Mädchen
hineingedrängt, die Thür darauf schnell wieder zugebrückt und
doppelt verschlossen.

„O, Tante Brigitte, Tante Brigitte, laß mich nicht hier,
ich fürchte mich so sehr!“ bat das Kind schluchzend, das Ge-
sichtchen fest gegen die Gitterstäbe der Thür gepreßt.

Die würdige Dame wandte sich um, und über die harten
Züge flog ein Ausdruck boshafter Verriedigung.

„Fürchtest Dich?“ höhnte sie, „ist mir lieb zu hören, so
sollst Du hier sitzen bis zur Nacht — amüßig Dich gut,
Taugenichts!“

Sie ging. Das kleine Mädchen sah ihr nach, wie sie
durch den dunklen Raum schritt, in welchen die Eingänge zu
den unterirdischen Gewölben mündeten, es sah sie durch die
Thür in den langen Corridor treten, dann ward auch diese
verschlossen und verriegelt, und das Kind war allein.

Es wußte, daß von dieser zärtlichen Verwandten kein
Erbarnten zu hoffen war, wußte, daß kein Hilferuf zu keinem
mitleidigen Ohr dringen konnte, so ließ es denn die Gitter-
stäbe los und schaute sich furchtsam in dem engen Raume um.

Das einzige Fenster war mit dicken Eisenstäben vergittert,
die aber das dichte Laub eines Weinstocks von außen freund-
lich verbergte. Die Kleine richtete sich auf den Behen empor,
um hinaus zu sehen, aber das Lockenköpfchen erreichte kaum
das hohe Fensterbrett — hinaussehen aber wollte sie in den
sonnbeschienenen Hof, denn eine andere Unterhaltung bot der
öde Raum nicht.

So rückte sie denn den einzigen Stuhl, der sich vorfand,
an die Rolle, gelangte ohne Unfall hinaus und ließ sich auf
den Steinen nieder, mit welchen der Kasten gefüllt war.

Von hier aus konnte sie hinaussehen, konnte die vielen
vergitterten Fenster sehen in den Gebäuden rings um den
Hof, hinter denen arme Unglückliche saßen, eingesperrt wie
sie — nur länger, viel länger — und konnte die Tauben be-
obachten, wie sie gravitätisch auf dem gegenüberliegenden Dache
einher wandelten.

Aber alles das war in fünf Minuten überschaut, in den
nächsten fünf Minuten waren sämtliche Fenster gezählt, und
dann senkte die Kleine laut, schüttelte die Locken zurück, und
ihre Augen schauten nach anderm Zeitvertreib umher.

Ueber ihrem Haupte spannten sich zwei starke Leinen
dicht neben einander, von der Gitterthür bis zu dem eisen-
verwahrten Fenster reichend, und kaum hatten des Kindes
Augen sie erblickt, als das ersünderische Köpchen sie sich zu
fröhlichem Spiele erkor.

Sie faßte mit jeder Hand eins der Seile, stemmte die
Fußchen kräftig gegen die Steine und versuchte auf diese Weise
die Rolle in Gang zu bringen — es wäre doch zu hübsch
gewesen, wie in einem Schlitten auf ihr hin und her zu
gleiten!

Aber ach, die Rolle war zu schwer — sie rührte sich
nicht!

„Wart nur!“ rief das Kind in eifrigem Selbstgespräch,

„Du sollst schon müssen!“ Damit warf es einen Stein nach
dem andern hinab, faßte dann noch einmal die Leinen, stemmte
die Füßchen mit erneuter Kraft ein — und die Rolle flog
auf den glatten Walzen dahin, klirr, klirr, durch die Scheiben
des Fensters hinaus in das grünernde Weinlaub und saß in
dem Eisengitter fest.

Der unvermuthete Stoß hatte das kleine Mädchen nieder-
geworfen; draußen klirrte es indeß noch einmal, aber nicht wie
von brechenden Fensterscheiben, sondern todtbringend wie
vassellender Gewehrlauf, und als das Kind sich erschrocken auf-
richtete und die langen Locken zurückwarf, sah sie dicht vor
sich einen blitzenden Flintenlauf und hörte eine harte Stimme
rufen: „Stillgestanden, oder ich gebe Feuer!“

„O, schieß mich nicht todt, lieber Herr Soldat,“ rief die
Kleine in Todesangst, „ich wollte ja nur ein bisschen Schlitten
fahren!“

Der Flintenlauf glitt zurück, dafür aber erschien eine
äußerst zarte Männerhand am Fenster, schob das Weinlaub
auseinander, und gleich darauf blickte ein schönes, jugendliches
Antlitz in den Raum, und ein Paar große, dunkle Augen
hasteten erstaunt auf der Gestalt der Kleinen, die jetzt hoch
aufgerichtet, die Händchen angstvoll vor der Brust gefaltet,
in dem leeren Kasten der Rolle stand.

„Heim heiligen Gambinus!“ rief der junge Soldat er-
schrocken, „da hätte ich beinahe etwas Schönes angerichtet!
Aber wie kommst Du hierher, kleine Fee? Ich dachte einer
der Gefangenen wolle am hellen, lichten Tage ausbrechen.“

Das Kind kam furchtsam näher und setzte sich noch immer
zitternd auf die Ecke der Rolle.

„Sie hat mich hier eingesperrt, und es ist hier so einsam
und langweilig,“ sagte sie, ängstlich in dem Gesicht des jungen
Kriegers forschend, „da wollte ich ein bisschen Schlittenfahren;
ich warf drum die Steine herunter, und da ist die Rolle zu
leicht geworden und ins Fenster gefahren.“

„So!“ entgegnete der junge Soldat, „das war also das
Geräusch, das ich schon seit einer halben Stunde vernahm —
nun, Du schwebtest eben in keiner geringen Gefahr, Du arme
Kleine, ich hätte es mir nie vergeben! Aber wie heißest Du?
— Sicherlich doch Beatrice! Wenn man solche Locken hat,
kann man nur Beatrice heißen!“

„Nein, ich heiße Johanna!“

„Nur Johanna?“

„Nein, auch Taugenichts,“ sagte die Kleine ganz ernst-
haft, „Mama nennt mich Johanna, Tante Brigitte aber sagt
Taugenichts.“

„Wer ist denn Tante Brigitte?“ fragte er lachend.

„Die kennst Du nicht?“ rief die Kleine erstaunt, „sahst
Du sie denn nie auf der Straße gehen, mit ihrem häßlichen,
gelben Mops und dem grünen Pompadour am Arm?“

„Nein,“ sagte der junge Soldat wiederum lachend, „ich
hätte bisher noch nicht das Glück, hat sie Dich denn hier
eingesperrt, und was hast Du verbrochen?“

„Ich habe den Rohrstock heimlich aus dem Fenster ge-
worfen, weil sie Mals damit schlagen wollte! Kennst Du Mals
auch nicht? — Nein? — Nun das ist mein kleiner Bruder,
er hat heut die Kaffeekanne umgeworfen. Aber an Kurt,
meinen großen Bruder, traut sie sich nicht; er leidet auch
nicht, daß sie uns schlägt, wenn er dabei ist; aber jetzt ist er
mit den Eltern zu dem kranken Großpapa gefahren, und wir
sind mit ihr allein geblieben. — Ach, wäre ich nur erst
groß!“

„Du arme, kleine Beatrice,“ sagte der Jüngling freund-
lich, als er sah, wie die Kleine im bitteren Gefühl ihrer Hilf-
losigkeit die Händchen ballte, „warte nur, Du wirst groß
werden, und die Zeit wird kommen, in der keine Tante Bri-
gitte Dich mehr quälen darf — aber kann ich Dir gar nicht
helfen?“

Das Kind schüttelte den Kopf.

„Nein, das Fenster ist vergittert, und die Thür ver-
schlossen — da bleiben muß ich, bis mich Tante Brigitte
wieder holt, aber ach, Eins weiß ich — willst Du?“

„Gewiß, kleine Beatrice,“ lächelte er, „sprich nur!“

„Ach, dann erzähle mir ein Märchen! Ich habe so lange
keins gehört, und Tante Brigitte haßt die Märchen.“

„Das siehst ihr ähnlich!“ sagte der junge Mann lachend,
„nun, es ist wohl eigentlich ein wenig sonderbar, daß ein
wachtender Krieger in die Privilegien der Großmütter ein-
zugreifen soll, aber da der Fall in unsrer „Wach-Instruktion“
nicht vorgegeben ist, sollst Du Dein Märchen haben. Bis die
Ablösung kommt, bin ich fertig — nun höre zu!“

Durch das Weinlaub drang ein einzelner Sonnenstrahl
und zeichnete den Schatten der Blätter zitternd auf den Boden
der dämmrigen Kammer, nicht eine Fliege regte sich, gedämpft
nur drangen die Worte des Jünglings hinein und zauberten
vor die Seele des einsamen Kindes eine fremde aber wunder-
schöne Welt.

Die Sonne sank, das Märchen war beendet, die Ablösung
gekommen, und der freundliche Jüngling, nach einem leise ge-
flüsterten, „Lebe wohl, arme, kleine Beatrice,“ davon gegangen;
ein anderer, finster blickender Soldat hatte seine Stelle ein-
genommen, ohne die Kleine hinter dem weinranken Gitter-
fenster zu bemerken — diese aber saß traumspannen noch
immer auf dem alten Plaz, hielt die Händchen um das
Knie gefaltet und achtete nicht, daß es dunkler und dunkler
in ihrem engen Gefängniß wurde. Sie dachte nicht an die
Nähe der sonst so gefürchteten unterirdischen Gewölbe — die
ehemaligen Kerker unglücklicher Gefangener, deren Jammerlaut
noch jetzt in stillen Nächten gespenstisch die Räume des alten
Schlosses durchtönen sollte.

Sie dachte auch nicht an die Pein der kommenden Tage,
wie sie unabwendbar unter Tante Brigittens Herrschaft ihre
junge Seele bedrücken würde — nein, sie dachte einer fernem,
schönen Zeit, in der sie wandern wollte durch die weite, weite
Welt, bis sie das Zauberreich gefunden, in dem Schneewit-
chen geborgen war vor dem Haß und Zorn der bösen Königin.

Tante Brigittens Tyrannei war längst beendet, das Gras
auf ihrem Grabhügel rauschte schon manches Jahr, der Mops
war noch früher zu seinen Vätern versammelt worden, und
der grüne Pompadour hatte das Schicksal besserer Dinge ge-
theilt — er war zu einem Lumpenjammer gewandert und
diente dem kleinen Jungen desselben als Murrelbeutel.

Die kleine Johanna war groß geworden; zwar war der

Lockenkopf des Kinderköpfchens gewandelt — in reichen
Flechten lag nun das goldschimmernde Haar über der wei-
ßen Stirn, aber gleich geblieben war der strahlende Ausdruck
ihrer blauen Augen, ihr heiterer Sinn und ihr frischer Mut.

„Warte mich nur morgen ja recht zeitig, gute Karoline,“
sagte das junge Mädchen an einem schönen Sommerabend,
„denke nur, ich habe Kurt jetzt seit drei Jahren nicht gesehen,
es wäre schrecklich, wenn ich den Zug verpaßte. Die Groß-
mama schreibt, er könne nur drei Stunden Urlaub bekommen,
und müsse am Abend schon mit seinem Regiment weiter, Mal-
kommt auch aus seinem Institute. Warte mich um fünf Uhr,
dann schon um sieben Uhr geht der Zug ab!“

Karoline versprach es, aber ach, trotz aller guten Vor-
sätze verschief sie die Zeit, und das junge Mädchen wurde erst
eine halbe Stunde vor dem Abgang des Zuges geweckt.

Es war ein Wettrennen mit Hindernissen, aber Johanna's
Eifer überwand sie glücklich. Gerade als der Biletteur sein
Fenster schließen wollte, erreichte sie, begleitet von Karoline,
den Bahnhof, löste das Billet und eilte — die letzte aller
Passagiere — in ein leeres Damencoupe.

Karoline blieb draußen vor dem Wagen stehen und be-
dauerte ihre junge Herrin, die, Dank der Langsamkeit der al-
ten Köchin, nun ohne Morgenmüßigkeit in die Welt hinausfahren
mußte.

„Soll ich nicht geschwind noch etwas von den schönen,
frischen Kuchen holen, die der Kellner eben hineinbrug, Frau-
lein?“ Sie haben ja zwei Stunden zu fahren und dann noch
eine volle Stunde bis auf's Gut der Großmama, und der
Courierzug hält ja unterwegs fast nirgends — es wird Ihnen
schwach werden, Fräulein!“

„Du hast Recht, Karoline,“ nickte das junge Mädchen,
„hier ist meine Börse, aber geschwind, geschwind!“

Karoline nahm die Börse und flog in das Bahngelände
zurück, kaum aber war sie in der Thür verschwunden, als die
Pfeife des Zugführers erschallte, der Zug anrückte und sich
langsam in Bewegung setzte.

Das junge Mädchen lehnte sich aus dem Fenster, das
Auge ängstlich auf die Thür geheftet; schneller und schneller
dampfte die Maschine, jetzt verließ der Zug den überdachten
Bahnhof und gelangte ins Freie — da stürzte in steigender
Hast Karoline aus der Thür hervor, in der einen Hand hoch
die Büste mit den verhängnißvollen Kuchen haltend, in der
andern verzweiflungsvoll die Börse ihrer Herrin schwingend.
„Halten Sie doch, o halten Sie!“ rief sie fast weinend,
„Fräulein muß ja ihre Börse wieder haben!“

Aber der Schaffner schüttelte lachend den Kopf auf seinem
hohen Sitze, und selbst Johanna konnte sich des Lächelns nicht
erwehren, als sie die komische Verzweiflung Karolinen sah,
die immer noch den Zug zu erreichen währte, aber trotz ihrer
eifrigsten Anstrengungen immer weiter zurückblieb.

Nun, es war kein Unglück, höchstens ein kleines, heiteres
Abenteuer, über das Großmama und die beiden Brüder her-
lich lachen würden, wenn sie es in ihrer lustigen Weise er-
zählte.

Die Sonne stand noch niedrig, und ihre Strahlen fielen
gerade durch die Fenster des Coupés, Johanna zog daher die
blauen Vorhänge zu, so daß ein sanftes Dämmerlicht der
kleinen Raum erfüllte; darauf schmeigte sie sich in eine Eck-
dacke einige Augenblicke an den armen Papa, den die Arbeit
seines Amtes zurückhielten, dann an die Mama, deren
Kränklichkeit sie um das Vergnügen dieses Wiedersehens brachte,
und dann malte sie sich den frohen Tag aus, der ihrer war-
tete.

Allmählig senkten sich ihre Wimpern, die lieblichen Bilder
ihrer Phantasie gingen unmerklich in noch lieblichere Traum-
gebilde über, und sie schlummerte ein.

Der Zug brauste unterdeß mit unverminderter Schnelle
dahin, nur selten tönte der gelle Pfiff der Locomotive und
erreichte er auch das Ohr der Schlummernden, so verwehte er
sich doch gleich mit ihren Traumbildern und dünkte ihr ein
Zeichen von den Lippen des Bruders, den sie im Garten der
Großmama neben verfolgte — und weiter, weiter flog der
Zug . . . plötzlich fuhr die Schläferin auf, die Wagenthür
wurde geöffnet, und eine Dame stieg ein.

„Wo sind wir jetzt?“ fragte das junge Mädchen, sich er-
staunt umblüend.

„In F. . . .“

„In F. . . .?“ schrie Johanna auf, „das liegt ja zwanzig
Meilen hinter A. . . , wohin ich muß. O, Sie müssen sich ir-
ren!“ fügte sie ängstlich hinzu.

„Ich werde doch den Namen meiner Vaterstadt kennen!“
lächelte die Dame.

Das arme Kind war tödtlich erschrocken, das heitere
Abenteuer nahm eine ernstere Wendung, als sie gedachte; jetzt
erschien der Schaffner, um die Thür zu schließen.

„Um Gottes Willen,“ sagte das junge Mädchen, indem
sie schnell das Coupé verließ, „warum haben Sie mich nicht
in A. . . aussteigen lassen?“

„Ich habe die Station aufgerufen, warum haben Sie
nicht aufgepaßt!“ entgegnete der Mann grob.

„Aber Sie müssen an jeden Wagen kommen!“ wagte sie
zu erwiedern.

„So? na, das wäre schön, dazu hätten wir Zeit!“ sagte
er, kletterte dann auf seinen Sitz, der Pfiff des Zugführers
ertönte, und dahin brauste der Zug.

Die wenigen Passagiere, die hier ausgestiegen waren,
hatten sich bald entfernt; das junge Mädchen war allein auf
dem Perron geblieben und blickte rathlos umher. Unfern von
ihrem stand der Bahnspector, kenntlich an seiner rothen Mütze;
sie wußte, daß es seine Pflicht war, die Beschwerden der Rei-
senden anzuhören und nach Kräften für sie einzutreten, dar-
um ging sie vertrauensvoll auf ihn zu.

„Mein Herr, ich bin fälschlich bis hierher mitgenommen
worden, statt schon in A. . . ausgelegt zu werden!“

Der Ehrenmann maß sie mit stolzem Blick.

„So werden Sie das Reisegeld von A. bis F. nach
zahlen!“

„Aber der Schaffner ist nie an mein Coupé gekommen,
um mir die Station zu nennen.“

„Ist auch nicht nötig!“ entgegnete der würdige Beamte
ter amtlicher Urbanität.

„Ich kann aber nicht zahlen, ich habe kein Geld bei mir.“
sagte Johanna mit ihren Thränen kämpfend.

„Geht mich nichts an! Sie werden nicht eher von hier
fortkommen, als bis Sie bezahlt haben!“ sprach dies Musterr

wild eines Beamten, wandte dem armen Kinde den Rücken und stieg königlichen Schrittes in sein Bureau zurück.

Da stand nun das junge Mädchen, seiner letzten Hoffnung beraubt. Die Mittagssonne brannte heiß hernieder, seit dem vergangenen Abend hatte sie nichts genossen, sie war fern von ihrer Heimath und ihren Lieben, ohne Mittel, zu ihnen zurück zu kehren oder ihnen auch nur Nachricht geben zu können, sie hatte keinen Freund weder nah noch fern — einen Augenblick schwirrte es in ihrem Hirn, einen Augenblick wollten Muth und Besonnenheit ihr schwinden — aber sie war noch dieselbe Johanna, die einst selbst der düsteren, öden Kollammer noch einen lustigen Zeitvertreib abgerungen, dieselbe Johanna, die kaum dem Tode entronnen die kleinen Händchen bittend nach einem Märchen ausgestreckt hatte — sie richtete sich auch jetzt kräftig in die Höhe und schaute umher.

Nicht hinter dem Bahnhof begann die Chaussee, um bald darauf im grünenden Walde zu verschwinden, über welchem eine nicht allzu ferne Thurmspitze hervorschaute.

„Ist das T.“ fragte sie den Gepäckträger, der eben den letzten Koffer auf seine Schulter lud.

„Ja, Fräulein!“

„Und wie weit ist es bis dahin?“

„Eine gute halbe Stunde; — Sie können aber mit dem Omnibus fahren — da geht er eben ab!“

„Danke, ich will gehen!“ sagte das junge Mädchen, verzweifelnd dann festen Schrittes den Perron und betrat die Landstraße.

Sie eilte so schnell sie vermochte auf dem staubigen Wege dahin, und bald umfing sie kühlher Waldesdämmerung.

Näher noch schritt sie vorwärts. Je schneller sie das Ziel erreichte, desto schneller entschied sich ihr Schicksal, das — wie es auch fallen mochte — jedenfalls nicht trostloser sein konnte als ihre jetzige Lage. Was sie thun wollte, wußte sie eigentlich noch nicht, aber bis sie die Stadt erreichen würde, hatte sie es gewiß gefunden.

Ein rascher Schritt hinter ihr veranlaßte sie sich umzuwenden — es war der Briefbote, und ihr schneller Geist erfaßte sofort diesen Wink des Schicksals. Sie stand still, bis der Mann herangekommen war, und bat ihn dann in seiner Begleitung gehen zu dürfen, da sie den Weg nicht kenne.

„Gern, Fräulein, wenn Sie tüchtig ausschreiten können,“ entgegnete er freundlich, „dann ich habe viele Briefe diesmal zu bestellen.“

„Ist die Stadt denn so groß?“ forschte Johanna.

„Nicht so sehr,“ entgegnete der Briefträger, „heute ist's nur eine Ausnahme. Unser guter alter Pastor feiert heut sein Jubiläum, und da regnet's schon seit dem Morgen Briefe und Depeschen — ich habe hier wieder ein ganzes Päckchen für ihn. Es ist ein Doppelfest, die Stadt hat seinen einzigen Sohn zu seinem Nachfolger ernannt, und der ist heut in sein neues Amt eingeführt worden.“

Johanna athmete hoch auf — sie hatte ihren Entschluß gefaßt: In einem solchen Freudentage sind selbst harte Herzen weich — das wußte sie trotz ihrer geringen Erfahrungen, wie viel mehr das Herz des „guten alten Pastors“, wie ihn der Mann an ihrer Seite genannt. Zu dem alten Geistlichen wollte sie gehen und ihn um Hilfe bitten.

Und in erneuter Kraft, nichts von Hunger und Ermüdung mehr fühlend, schritt sie neben ihrem Gefährten dahin.

„Es wird wohl große Gesellschaft im Pfarrhaus sein?“ fragte sie endlich.

„Nein,“ sagte ihr Begleiter, „die Stadt hatte dem alten Herrn ein großes Mittagsmahl zugedacht, aber er hat sich's verboten, er sei zu angegriffen und wolle den Tag ganz still mit Frau und Sohn begeben; nicht einmal die Verwandten sollten kommen, drum schicken sie eben so unmenlichlich viel Briefe. Wollen Sie vielleicht zum Herrn Pastor, Fräulein?“

„Ja!“ entgegnete sie entschlossen.

„Na, das ist schön! Mein erster Gang ist ins Pfarrhaus, da lann ich Sie bis vor die Thür bringen. — Sehen Sie, da ist der Wald schon zu Ende, da können Sie schon die Kirche sehen, dicht daneben unter den hohen Lindenbäumen an der Stadtmauer steht das Pfarrhaus.“

Nun standen sie vor dem Hause. Breite, steinerne Stufen führten hinan zu der altherkömmlichen Eichenthür mit blankem Messingknopf; die Fensterlägel standen offen, und die Zweige der blühenden Linden berührten fast die schneeweißen Vorhänge.

Johanna warf einen schnellen Blick durch die offenen Fenster: Trauliche Räume mit altmodischen, saubern Möbeln waren es, grade wie im Hause der Großmama — aber Niemand schien darin zu sein.

Der Briefbote bewegte laut den Knopf, und gleich darauf näherten sich Schritte; die Thür wurde ein wenig geöffnet, und das freundliche Gesicht einer alten Magd schaute heraus.

„Wieder Briefe?“ rief sie, „o, ein ganzes Pack! Na, da wird sich der Herr freuen!“

„Ja und Besuch dazu!“ sagte der Mann lächelnd und trat zurück, um das junge Mädchen vorzulassen.

Die Köchin öffnete die Thür jetzt völlig, und Johanna trat in den Hausflur.

„Wollen Sie zum Herrn Pastor, Fräulein?“ fragte die Magd knirschend.

„Ja wohl, ich möchte ihn gern sprechen, wenn ich nicht störe!“

„Bewahre!“ sagte die Alte freundlich, „er ist mit der Frau Pastorin im Garten in der Weinlaube; ich wasche grade das Geschirr auf, Fräulein, wollen Sie nicht allein gehen!“

Mit diesen Worten führte sie die junge Fremde zur Hühnerthür nach dem Garten und deutete auf die breite Lindenallee.

„Da entlang!“ sagte sie, „und dann rechts in den ersten Seitengang — dort sehen Sie die Herrschaft schon.“

Johanna dankte, schritt die Stufen hinab und trat langsam in den schattenreichen Gang.

Jetzt — der Entscheidung so nahe — überkam sie noch einmal heißes Angitgefühl: würde man ihr glauben, würde man sie nicht für eine Abenteuerin halten und mit beschämendem Worte abweisen? — Zu raschem Fluge zog an ihrer Erinnerung vorüber, was sie von ähnlichen Geschichten gehört und gelesen, und ihr Herz pochte laut.

Sie hatte jetzt den Seitenweg erreicht, an dessen Ende die Weinlaube lag.

Dort saß der „gute, alte Pastor“ in bequemem Korbstuhl,

ein schwarzes Sammetkäppchen auf dem weißen Haar, und ihm zur Seite seine Gattin, eine freundliche Matrone, in silbergrauem Kleide und schneeweißen Spitzenhäubchen. Vor ihnen stand das Kaffeesevice, und die Frau Pastorin war eben beschäftigt, die Tasse ihres Gatten aufs neue zu füllen.

Mit schnellem Entschluß schritt das junge Mädchen über den weichen Sand, der ihren leichten Schritt nicht verrieth, und stand in der nächsten Minute an dem Tisch in der Laube.

Jetzt erst ward man sie gewahr. Der alte Herr rückte grüßend sein Käppchen, die Frau Pastorin aber setzte die Tasse nieder und erhob sich die Fremde zu begrüßen; diese aber stand unbeweglich, die Hände ängstlich gefaltet und mühte sich den zitternden Lippen ein verständliches Wort abzurufen.

Die alte Dame sah den bitteren Kampf in dem jungen Gesicht, und ihr Mitgefühl erwachte sogleich.

„Mein liebes, armes Kind,“ sagte sie, mit ihrer Rechten die zitternden Hände des jungen Mädchens ergreifend, „fassen Sie sich und sagen Sie, was Ihnen fehlt und womit wir Ihnen helfen können — es soll gewiß geschehen!“

Das erlösende Wort war gesprochen, Johanna blickte auf in das gültige Gesicht der alten Dame und sagte dann leise: „Ach, nicht wahr, Sie werden mich nicht für eine Betrügerin halten, Sie werden mir glauben, obgleich es so sonderbar klingt?“

„Gewiß, gewiß!“ versicherte die Matrone, „aber kommen Sie und setzen Sie sich hier zwischen uns Beide, damit mein lieber Mann auch hören kann, was Sie uns zu erzählen haben.“

Und da saß sie nun, die Fremde, zwischen den beiden alten Leuten, von denen sie noch vor einer Stunde Nichts gewußt, und sprach zu ihnen von ihrem jungen und doch so herben Leid, so offen und zutraulich wie ein Kind zu seinen Eltern.

„Ach, Sie armes Kindchen!“ sagte die alte Matrone endlich, zwischen Lächeln und Nührung kämpfend, „und Nichts genossen seit gestern Abend? — Nun aber sollen Sie auch aufs beste gepflegt werden.“

Sie sorgte für sie wie die zärtlichste Mutter, und Johanna plauderte nun wieder mit der ganzen Frische ihrer sonstigen Tage, erzählte von ihrer Heimath, von Ralf und Kurt, und wie leid es diesem sein würde, sie nicht gesehen zu haben.

Keiner hatte bei der eifrigen Rede beachtet, daß ein leichter Schatten über den Weg geglimmt war . . .

„Und nun wissen wir noch nicht einmal, wie unser lieber Gast heißt!“ sagte die Matrone, aber ehe Johanna antworten konnte, tönte es von der Laubeneingung her.

„Beatrice heißt sie, wenn man solche Haare hat, lann man nur Beatrice heißen!“

Und als Johanna überrascht aufsah, stand der junge Geistliche, der Sohn des Hauses, an dem Laubeneingang und streckte beide Hände dem jungen Mädchen hin, das sprachlos vor Erstaunen aufgesprungen war.

„Willkommen, meine kleine Fee aus der Kollammer!“ sagte er lächelnd, „oder sollten Sie mich vergessen haben zum Lohn für das schöne Märchen, das ich Ihnen erzählte?“

„Vergeßen?“ rief sie endlich in heller Freude, „nein wahrlich nicht! Warf ich doch am nächsten Tage eigenhändig die Kaffeekanne vom Tisch, um wieder in die Kollammer gesperrt zu werden, aber Sie waren nicht da, und so oft ich auch noch dort eingesperrt wurde — nie fand ich Sie und nie mehr hörte ich ein so schönes Märchen!“

Für heut war es zur Rückkehr in die Heimath doch zu spät — sie sah es selbst ein, ohne daß der Beweis große Mühe gekostet hätte. So blieb sie denn heute, blieb morgen und übermorgen, und als sie nach einer vollen Woche endlich scheid, geschah es nicht, ohne daß vorher das alte Paar sie geküßt und segnet als seine liebe, zukünftige Tochter.

Der Mann mit der rothen Mütze verbeugte sich tief, als der junge Geistliche, sie zum Bahnhof geleitend, als seine Braut vorstellte, und Johanna verzick ihm lächelnd seine Grobheit, die ja das Medium ihres Glückes geworden.

„Lebe wohl!“ flüsterte sie, als der Geliebte sie zu kurzem Abschied umschlang, „ich hätte Dich und meines Lebens Glück nimmer gefunden, ohne jenes hitre Kinderleid, unter dem mein Herz damals fast erliegen wollte, ohne die verhängnißvolle Stunde in der Kollammer — Friede sei darum fortan mit Tante Brigittens Andenken!“

Briefe.

Wir rühnen uns des Fortschritts in allen Dingen, aber durchaus nicht überall mit Grund und Recht. Sicherlich sind wir besser, als die uns von der Naturwissenschaft aufgezwungenen Urvahren, die Affen; aber wir können durchaus nicht so gut klettern. Auch im Briefschreiben sind wir zurückgekommen, gerade weil es uns so leicht gemacht wird. Die Silbergroßschreibmarken und die Correspondenzkarte, auch der Telegraph und endlich wir selbst sind schuld daran. Wir haben viel zu viel Arbeit oder Vergnügen, um in altmodischer Weise ausführliche, herzliche und gemüthvolle Briefe zu schreiben. Die zwanzig Worte für den elektrischen Draht verführen auch die Feder zur Kürze. Wegen des billigen Porto hoffen wir immer, nächstens ausführlich unser Herz auszuschütten, woraus bekanntlich immer seltener Etwas wird. Neuigkeiten von irgend einer Bedeutung nimmt uns die Zeitung immer vorher weg, und Familiennachrichten mögen, wenn sie sich auch noch so sehr häufen, ebenfalls in zwanzig Worte gebracht werden. Die englische „Saturday Review“ gibt dafür ein Beispiel: „Gestern Vater gestorben, Schlagfluß — Trauer. Brüderchen bekommen: Alles wohl. Schwester Ella verlobt an Referendar Johann Braune. Hübsch, aber noch kein Brod“. — Gerade zwanzig Worte für den Telegraphen, mindestens zehn Seiten für eine Briefschreiberin des vorigen Jahrhunderts. Wozu fremden Augen oder einem Silbergroßschreibbriefe die schmerz-

lichen und freudigen Gefühle zu solchen Thatsachen anvertrauen? Wir haben zwar kein schwarzes Cabinet mehr auf der Post, aber der Klebstoff des fixen und fertigen Couverts wurde ja bloß leichtin beledt und bietet durchaus keine Sicherheit für Bewahrung des Briefgeheimnisses. Außerdem haben Briefe und Briefträger für die meisten civilisirten Menschen ihre alte Würde verloren. Letztere kommen alle Tage mindestens einmal und bringen nicht selten ganze Hausen von fabrikmäßig gemachten und gefüllten Couverts. Was drin steht, ist viel öfter gleichgiltig oder sogar unangenehm, als das Gegenheil. Absagungen, vereitelte Hoffnungen, Verträufungen, unangenehme Einladungen, Bettelbriefe, gedruckte Circulare, abgedroschene, heuchlerische, süßliche Phrasen, mit diplomatischer Höflichkeit verzuickerte Spizen und Sticheleien, wohl gar gründungsfebrhafte Zumuthungen. Ja, es ist so weit gekommen, daß der ehemals sehrlich erwartete Briefträger mit Unwillen, Zittern und Zagen begrüßt wird. Aus den schnell aufgerissenen Couverts springt den Meisten nur ausnahmsweise eine herzliche Freude entgegen. Selbst Dichter und Schriftsteller sind prosaisch und trocken in ihren rasch und unleserlich hingeworfenen Zeilen. Seine besten Gedanken, rührendsten Gefühle und geistigen Blitze hält er sorgfältig für seine Redaction und seinen Buchhändler zurück. Einen solchen einem Couvert und einem Freunde anzuvertrauen, hieße etwa eben soviel, als Einlage eines Fünftalerscheins. Maler von irgend einer Bedeutung geben nicht einmal die werthlosesten Skizzen mehr weg, weil deren Verkaufswerth mit jedem Tage steigen lann. Wie sollte nun die geistreiche Feder dazu kommen, auch nur eine neue, schöne Redewendung, selbst einen schlechten Kalauer der Post anzuvertrauen? Gibt es doch Zeitungen und Zeitschriften genug, welche mindestens einen halben Silbergroßschon für die Zeile zahlen.

Diesen trostlosen Thatsachen und Ansichten gegenüber gibt es, Gott sei Dank, noch bleibenden, unaufhörlich frisch stehenden Trost, das „Ewig-Weibliche“ des Briefschreibens. Die Knospen höherer Töchterschulen und die Blüten des schönen Geschlechts schreiben, noch unberührt von den nachtheiligen Einflüssen der Zeit, echte, ausführliche, herzliche, plauderhafte Briefe und somit Ideale von Briefen. Zu ihnen kommen noch alle die Glücklichen beiderlei Geschlechts, welche theils unter, theils über der Gefahr stehen, sich gedruckt zu sehen, welche zeitlebens Unbefangenheit, Herzlichkeit, Freundschaft und Liebe für geistig oder verwandtschaftlich Angehörige bewahren.

Ja die holde Jugend, besonders die weibliche, wird fortfahren, herzliche, naive, ausführliche Briefe zu wechseln und immer die Pflicht fühlen und erfüllen, möglichst schnell vierseitige Zuschriften mit fünf- und sechsseitigen zu erwidern. Noch mehr: die einzelnen Freundinnen werden nach und nach in besondere Abtheilungen und Bündelchen, Fächer und Kästchen gesteckt, sogar mit neumodischen Briefhalten ausgezeichnet. Die Sammlungen und Bündelchen vermehren sich und schwellen mit jedem Monate sichtlich an. Später fehlt es sogar an dem nöthigen Unterkommen, so daß in der Verzweiflung selbst geleerte Cigarettenkisten von Vätern und Brüdern benutzt werden. Unter allen Umständen sollen sie alle als theure Andenken mit durch's Leben ziehen und in stillen Stunden oder späteren Lebensjahren als Nahrung für Weh und Wonne der Erinnerung dienen. Hoffentlich denken die Wenigsten daran, daß sie einmal so berührt werden, um nach ihrem Tode mit ihren Briefen ausgegraben und als Buchhändlerwaare benutzt zu werden.

Nein, man verwahrt die kostbaren Sammlungen für die eigenste stille Freude späterer Jahre. Hier nun möchte ein altes Haus der lieben Jugend aus eignen und anderer alten Leute Erfahrung einen guten Rath geben. Erstens kommen wir selten dazu, uns in alten Tagen dieser aufgehäuften Schätze mit derselben Liebe zu erinnern, die wir voraussetzten. Zweitens finden wir trotz vieler Mühe kaum je Zeit, diese Duzende von Packeten nur ordentlich zu öffnen, geschweige durchzulesen. Kommen wir aber dreitens dazu, uns wirklich einmal in das eine oder andere Heiligthum dieser vergilbten Blätter zu vertiefen, so machen wir doch immer bald gern Anstrengungen, uns daraus wieder an die Oberfläche der Gegenwart emporzuarbeiten. Wir finden ja gar nicht, was wir suchten, und es kommt uns vor, als wären gerade alle die entzückendsten Herzensergießungen unserer theuersten Freunde und Freundinnen aus der Inospenden und blühenden Jugendzeit verloren gegangen, und nur die langweiligste Mauculatur übrig geblieben. Konnte er oder sie damals wirklich so nichts-sagend geschwätzig, ja langweilig gewesen sein? Haben uns diese seit Jahren ganz vergessenen Trivialitäten, worüber wir so ausführlich lesen, damals wirklich so viel Freude oder Schmerz verursacht? Leider muß es so gewesen sein. Nun denn Gott sei Dank, daß wir nicht nur älter, sondern auch klüger, weiser, sogar glücklicher geworden sind, als in jenen beneideten Jahren der Jugendfrische und Gesundheitsfülle. Und was wir auch gegenwärtig leiden, wir möchten uns doch wohl auf keinen Fall diese glücklichen Jahre der Unreise und der unbeholfenen Jugend zurückwünschen. Man glaube es alten Herren und Damen, daß sie sich meist ihrer vergilbten Jugendbriefe schämen, und daß die Ahnung davon in späteren Jahren uns schon beschleicht, sobald uns solche angeschwollene Packete zu Gesicht kommen. Wir öffnen sie deshalb lieber gar nicht und begnügen uns mit einer allgemeinen, liebevollen Erinnerung, für deren Auffrischung ein einziges Blatt, ein einziger Brief oft bessere Dienste thut, als ein ganzes Bündel. Die Massen derselben werden mit der Zeit nur eine Last und sind uns selbst in geräumigen Schreib-tischen, Schreinen und Schränken, Kisten und Kästen nur im Wege.

Die richtige Moral hieraus würde nun etwa so lauten: Was uns wirklich lieb und werth geworden ist, hält sich im Tempel unserer Erinnerung, in uns selbst viel frischer und schöner, als in Briefbündeln. Diese mögen denn mit Ausnahme nur solcher, worin die wichtigsten Thatsachen und die höchsten Blüten des Gefühls, der Liebe und Freundschaft Schwarz auf Weiß zu finden sind, ruhig etwa jeden Schwestern-abend — verbrannt werden.

WIENER WELT-AUSSTELLUNG.

Von Ludwig Pfau.

VII.

Die Keramik, oder die Verfertigung von Gefäßen und ähnlichen Gegenständen aus gebrannter Erde, ist nicht nur eine der ältesten unter den gewerblichen Künsten, sondern auch eine der wichtigsten in Beziehung auf den artistischen Schmuck, welchem kein anderer Stoff in so leichter und mannigfacher Weise sich anbequemt. So ist denn auch dieser Zweig der Industrie zu einer Vollenbung gediehen, welche ihn, durch Schönheit der Formen, Pracht der Farben und Reichthum der Verzierungen, auf allen Ausstellungen eine der ersten Stellen einnehmen ließ. Dazu kommt, daß — in Europa wenigstens — die Produkte der neueren Zeit die der vergangenen Jahrhunderte entschieden übertreffen. Zwar kann den antiken Vasen schöne Form bei stil- und stoffgemäßer Verzierung gewiß nicht abgesprochen werden; doch ist die verhält-

verschwinden. Allerdings kann man diese Schwierigkeit umgehen, indem man die Malerei auf die gebrannte Glasur aufträgt und dieselbe nur durch ein leichtes Einbrennen im schwachen oder Labirfeuer fixirt. Leider jedoch gibt dieses Verfahren harte und trockene Töne, da die Farbe auf der Oberfläche bleibt, ohne das Email der Glasur zu durchdringen. Die Decoration auf hartem Porzellan — im Gegenjah zum weichen — wird auf diese Art behandelt, verlangt aber eine sorgfältige Ausführung und seine Miancirung, um den Mangel an Transparenz einigermaßen auszugleichen. Es ist dies daher eine decorative Technik, welche der Fayence nicht gemäß ist, da man eine so kostspielige Arbeit lieber dem kostbareren Stoffe, dem Porzellan, aufbewahrt; überdies wird eine richtig behandelte Fayence immer ein künstlerischeres Gepräge haben, als die feinste Malerei auf hartem glasirten Porzellan. Weit bessere Resultate erzielt das primitive Verfahren, das den entgegen-gesetzten Weg einschlägt, die Bemalung auf der rohen noch ungebrannten Glasur vornimmt, um sodann Erde, Email und Malerei, alles auf einmal in scharfem Feuer zu brennen. Dieser Proceß gibt dem Charakter des Tongeschirrs den unverfälschtesten Ausdruck und bringt die höchste artistische Wirkung hervor. Denn bei dieser Behandlung mischt sich die Farbe mit dem Email und durchdringt es vollständig, so daß Decoration und Glasur zu einem einzigen Körper sich verbinden, was der Malerei etwas Festes, Lustiges, Durchsichtiges und überdies eine bedeutende Härte und Festigkeit gibt. Aber dieses Verfahren hat große Schwierigkeiten: nicht nur, daß das Malen auf der schwammigen, löslichen, aufsaugenden Fläche des rohen Emails viel Geduld und Geschicklichkeit erfordert, so zerstört auch das Brennen im scharfen Feuer die meisten Farben, wodurch die Palette eine sehr beschränkte wird. Daher kommt es auch, daß die echten alten Majolicas, welche auf diese Art fabricirt sind, nicht über gewisse gelbe, braune, blaue und schmutzgrüne Farben hinauskommen; auf das Roth verzichten sie ganz. So bleibt also dem Fayencier nur die Wahl, sich entweder auf die Töne zu beschränken, welche das starke Feuer aushalten, oder die Härte seines Materials so einzurichten, daß die beabsichtigte Farbe bei dem Brennen derselben bestehen kann. Die künstlerische Fayence pflegt heutzutage den letzteren Weg einzuschlagen; denn wenn die Glasur eines ordentlichen Tafeltellers hart genug sein muß, um dem Stahl zu widerstehen, weil sie sonst durch den Gebrauch geritzt und zerstört wird, so ist dies keineswegs nothwendig für eine Thonwaare, die nur zur Zierde dient und die immer noch hart genug ist, um den allgemeinen Unbilden zu widerstehen. Diese artistische Fayence, deren Decoration einen viel größeren Hitze-grad, als die Malerei auf gebrannter Glasur, aber einen geringeren als die auf ungebrannter, auszuhalten hat, steht in der Mitte zwischen beiden Methoden und weiß durch den Glanz der Farben zu ersetzen, was ihr an Schmelz des Tones abgeht. Auch in Betreff der Bemalung schlägt sie einen Mittelweg ein, indem sie ihre Verzierung zwar auf die gebrannte Erde, aber vor dem Glasiren aufträgt. Diese Malerei unter der Glasur (peinture sous couverte) ist bedeutend weicher und saftiger, als die Malerei auf der Glasur. Da beim Schmelzen des Emails auch die Farbe noch einmal in Fluß kommt und sich mit der Glasur verbindet, dieselbe unter Umständen sogar durchdringt, so entsteht eine Transparenz, welche zwar die echte Majolica an Saftigkeit des Tons nicht erreicht, sie aber an Kraft der Farbe übertrifft.

Einer der hervorragendsten Aussteller dieser Gattung ist Th. Ded in Paris, der alle Hilfsmittel in Bewegung setzt, um seinen Farben einen nie gesehenen Glanz zu geben. Er versteht seine weiße Fayence, wenn sie den Ofen verlassen hat, mit einem besonderen Ueberzug (engobage), bestimmt die Farbe aufzunehmen und wirksam zu machen. Nachdem auch dieser gebrannt ist, wird die Bemalung vorgenommen und im Feuer fixirt. Jetzt erst wird die Glasur aufgetragen, und das Geschir noch einmal gebrannt. Ded bedient sich zu Ausschmückung seiner Fayencen bedeutender Künstler, die zum Theil auch in anderen Kunstzweigen einen Namen haben; es ist daher nicht zu verwundern, daß seine Geschirre auch Panneauy ein artistisches Gepräge tragen, das ihnen, abgesehen von der vor trefflichen Technik, einen eigenthümlichen Werth verleiht. Die reizende Platte mit den sich küßenden Kindern und den blühenden Pflanzweigen (Abb. 1) ist von Ranvier gemalt, die zwei hübschen Köpfe (Abb. 2 und 3) von Anker. Der Rand dieser letzteren ist matt gelb mit grauer, schwärzlicher und theilweise weißer Decoration; die Ausführung hat den einfachen, mit wenig Mitteln auskom-



2. Fayence-Teller (gem. von Anker) von Th. Ded in Paris.

nismäßige Einfachheit derselben mehr noch eine Folge mangelhafter Technik, als ein Ergebnis plastischer Geschmacksrichtung. Die Farben der antiken Tongefäße kommen nicht über schwarz, grau, braun, ziegelroth und gelb hinaus; auch ist die Härte und Dichtigkeit des Materials keineswegs zu rühmen. Kein vor dem dreizehnten Jahrhundert in Europa verfertigtes Geschir kann sich, in Beziehung auf Festigkeit, mit unserem gewöhnlichen Steingut messen oder hat einen gut verglasten Ueberzug aus Metalloxyden aufzuweisen. Nur in China und Japan kannte man seit alten Zeiten jene harten, un durchdringlichen, wohlglasirten Töpferwaaren aus Porzellan und Steingut. Luca della Robbia in Florenz verfertigte zuerst, im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, die schöne, unter dem Namen Majolica bekannte Fayence; und die Zusammenfügung des Porzellans wurde bekanntlich erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts von Böttger in Dresden entdeckt.

Für heute haben wir es mit der Fayence zu thun, von welcher wir einige hübsche Proben französischer Fabrication im Bilde wiedergeben. Die Fayence besteht aus einem Thon besserer Qualität und gewöhnlich hellerer Farbe der mit einer Glasur überzogen ist. Unter den Thon werden, der größeren Härte und Festigkeit wegen, bald steinige Materien, wie Quarz oder Feldspath, bald Porzellanerde gemischt. Die zu besseren Producten verwendete Materie ist gewöhnlich weiß, wenn auch die Zusammenfügung je nach den Absichten der Fabrication eine verschiedene ist. Durch Vermehrung der steinigen Beimischung zum Thon entsteht schließlich das gemeine Steingut, welches den höchsten Grad der Härte besitzt. Da hier die ästhetische Frage in innigem Zusammenhang mit der Fabricationsmethode steht, so sind einige technische Vorbemerkungen unerlässlich. Wie wir bereits gesehen haben, besteht der Hauptunterschied zwischen den verschiedenen Fayencematerialien in deren größerer oder geringerer Härte und Dichtigkeit. Vom Standpunkte des Gebrauchs scheint nun allerdings die härteste Masse den Vorzug zu verdienen; aber abgesehen davon, daß die derbere Materie sich den feineren Arbeiten nicht immer anbequemt, so kommen hier vor allem die Bedingungen der Decoration in Betracht. Die härtere Masse verlangt auch ein stärkeres Feuer zum Brennen und eine härtere Glasur, die denselben Widerstand zu leisten vermag wie die Unterlage und daher desselben starken Feuers zum Schmelzen bedarf. Nun können aber die meisten Farben, obwohl dem Mineralreich entnommen, das starke Feuer nicht ertragen, in welchem sie mehr oder weniger



3. Fayence-Teller (gem. von Anker) von Th. Ded in Paris.

menden Vortrag, der für diese Gattung paßt. Die große tafelförmige Vase (Abb. 4) ist von prächtigem Farbenglanz und schimmert edelsteinartig, obwohl die Töne mehr oder weniger gebrochen und sanft sind. Der Grund der Vase ist eibeinweiß und mit leichten graulichweißen Arabesken bedeckt. Die Stengel und die Einfassungen der großen Blumen sind gelb, die letzteren rosaviolett, nach außen in Weiß verlaufend, die Blätter weich saftgrün, die kleinen Blumen lauroth, smalteblau und violett. Das mittlere Band ist, in der obere und untere Abtheilung, dunkelblau, von Grund bis blauen innen röthlichvioletten Blumen und rothen Rauten mit weißen Perlen. Die Elephantenfüße haben ein dunkles röthliches Violett. Die leichten Arabesken des Grundes, sowie einzelne Theile der Blumen sind etwas erhaben aufgetragen, wodurch das Spiel des Lichts noch vermehrt wird, und die Decoration einen eigenen Reiz erhält. Die kreisrunde Vase (Abb. 4) zeigt auf weiß und grauem Grund besengrunde eine in Form und Farbe lebhafte Decoration; und die arabische, nach einem Entwurf von Reiber (Abb. 4), ist in den Hauptmassen grau und weiß, in den Büchern und Rundellen blau und rothbraun dunkelblau und gelb gehalten. Der Schwebenteller (Abb. 4) ist mit dem feinen freistehenden Strich echter decorativer Empfindung gemalt und der persische Teller (Abb. 4) breitet auf weißem Grunde seine breitfarbigen Palmetten in lebhaftem Grün und Rothbraun mit bleiernerem und dunklerem Blau wohlgestimmt aus. Einige Stücke aus einem vollständigen Fayenceservice, von Rousseau in Paris (Abb. 5-9), haben einen mehr utilitarischen Charakter und sind eine glückliche Erneuerung der alten bemalten, volkstümlichen Töpferwaaren. Die breit und flüchtig, aber kunstfertiger Hand hingeworfenen Pflanzen und Thiere sind gerade durch ihre kindliche Derbheit höchst amüsant und geben die Schüsseln, Platten, Tellern etc. — die wir beiläufig gesagt, auch durch Wohlfeilheit auszeichnen — das Gepräge eines lustigen Gemüthengeschirrs zum Hausgebrauch.



1. Fayence-Platte (gemalt von Ranvier) von Th. Ded in Paris.

Feuer und Feuerzeuge.

Von Dr. med. Feit.

(Schluß.)

Das andere Feuerzeug, welches aus der Anwendung des chlorauren Kalis entstammt, waren die sogenannten Stipphöfzer. Man

tauchte die mit geschmolzenem Schwefel überzogenen Spitzen dünner Tannenholzstäbchen in einen Brei von chlorsaurem Kali, Schwefel, Zucker, Mennige und Gummi; wenn man nun das wohlgetrocknete Hölzchen in ein halb mit Asbest und concentrirter Schwefelsäure gefülltes Fläschchen stieß, so erfolgte unter Knistern und Spritzen die Entzündung. Hierbei diente der Gummi nur zumhaften, die rothe Mennige zum Färben, Zucker und Schwefel zum Weiterbrennen, und der Asbest zum Aufsaugen der Schwefelsäure. Aber auch diese chemischen Stippfeuerzeuge — sie waren roth lackirt, mit Glas- oder Bleistöpfel versehen und kosteten anfangs 2/3 Thaler — hatten mancherlei Uebelstände: die Schwefelsäure zog aus der Luft Feuchtigkeit an, wurde wässrig und versagte, die anbrennenden Hölzchen spritzten Funken und Säure umher, und die wenn auch noch so kleine Fläschche eignete sich nicht zum Tragen in der Tasche. Fast noch größere Unbequemlichkeiten, nur mit viel höherem Preise verbunden, hatten die englischen Prometheans: Papierröllchen mit einer kleinen Patrone von chlorsaurem Kali und Zucker, in welcher noch ein mit Schwefelsäure gefülltes, zugeschmolzenes Glasröhrchen steckte. Das Patronen-Ende wurde mit einer Zange gequetscht, das Röhrchen zerbrach, und die sich ergießende Schwefelsäure entzündete die Masse.

Den größten Fortschritt in der Entwicklung der Feuerzeuge bewirkte die Benutzung des Phosphors. Derselbe wurde schon 1669 von dem bankerotten Kaufmann Brandt in Hamburg entdeckt, der das ersehnte Gold auf chemischem Wege darstellen wollte, dafür aber diesen überaus merkwürdigen Körper fand. Da er betanlich schon bei gewöhnlicher Temperatur im Dunkeln leuchtet, so erhielt er den Namen Phosphor, d. h. Lichtträger, und die Chemie zählt ihn zu den einfachen Grundstoffen oder Elementen, weil er nicht weiter zu zerlegen ist. Er verbindet sich ungemein leicht mit dem Sauerstoffe der Luft, so daß ein leichtes Reiben genügt, ihn in hellen Brand zu setzen, und man ihn deshalb stets unter Wasser oder Steinöl aufbewahren muß. Anfänglich bereitete man ein Gemenge von zusammen geschmolzenem Phosphor, Schwefel und Nelkenöl, welches, in kleinen Fläschchen aufbewahrt, eingetauchte Hölzchen leicht entzündete. Diese Art Stippfeuerzeuge war begreiflicherweise gefährlich, nicht in Taschen tragbar und unbequem. Es war daher ein scheinbar einfacher, aber doch ganz bedeutender Schritt, als fast zu gleicher Zeit, 1833, John Walker in London, Kammerer in Stuttgart und Prehsel in Wien phosphorhaltige Zündmassen componirten, welche unmittelbar auf den brennbaren Stoff aufgetragen werden konnten. Die Hölzchen werden des bessern Anbrennens wegen an der Spitze mit Schwefel überzogen oder auch searinitirt. Da der Phosphor sich in Wasser nicht auflöst, so muß er entweder in heißer Lösung von Gummi, Leim oder Dextrin geschmolzen und sehr fein darin zerrieben oder zuvor in Schwefelkohlenstoff aufgelöst und dann mit der schleimigen Masse angerührt werden. Diese, gewöhnlich noch mit einer Farbe versehen, wird erkaltet so dick auf Steinplatten aufgetragen, als man die in einem Rahmen stehenden Hölzchen oder Kerzen eintauchen will. Auf Schwamm, Papier und dergl. wird die Masse mittelst Pinsel aufgetragen. Gut ausgetrocknet, entzündet sich diese Phosphor-Streichhölzer durch Reibung an jedem rauhen und nicht nassen Gegenstande mit Leichtigkeit; da man anfänglich dem Phosphorbrei noch unnöthigerweise chlorsaures Kali zusetzte, so waren die ersten Streichhölzchen so leicht entzündlich und explosiv, daß sie in manchen Staaten mit Recht verboten wurden. Man beseitigte aber den Uebelstand bald, indem man das chlorsaure Kali erst durch die Superoxyde des Bleies und Mangans, Mennige und Braunstein, und seit 1837 durch Mennige mit Salpeter oder Bleizucker ersetzte.

Ein großer Uebelstand schien aber noch vom Phosphor unzertrennlich zu sein, dies war seine ganz enorme Giftig-

keit, welche durch die gewöhnlich vorkommende Verunreinigung mit Arsenik womöglich noch gesteigert wurde. Es ist eine eigenthümliche, noch nicht erklärte Erscheinung, daß die den Phosphordämpfen ausgesetzten Arbeiter in Zündholzfabriken sehr leicht von dem schrecklichen Knochenfraß (Nekrose) der Ober- und Unterkiefer befallen werden, namentlich wenn sie cariöse Zähne

oder sonst wunde Stellen haben, während die Arbeiter in den eigentlichen Phosphorfabriken diesem Uebel fast gar nicht unterliegen. Beim Gebrauche der Phosphorhölzchen sind nicht selten durch abspringende Theile der Zündmasse die gefährlichsten, vergifteten Brandwunden entstanden, und die billige und leichte Beschaffung, sowie die sorglose Handhabung dieser Streichhölzer hat oftmals zufällige und noch häufiger absichtliche Vergiftungen veranlaßt. Es gehören die Zündköpfchen weniger Phosphorhölzer dazu, um einen Menschen unter heftigen Schmerzen zu

tödteten, denn selbst mit der möglich schnellsten Entleerung des Giftes durch Brechmittel oder Magenpumpe ist die Lebensgefahr nicht beseitigt, da die Unglücklichen trotzdem gewöhnlich am 7.

oder 9. Tage an einer eigenthümlichen speckigen Entartung der Leber, mit wachsbleichem oder gelbem Gesichte sterben. Daher ist die Entdeckung des amorphen Phosphors und seinen Eigenschaften ein Segen, eine Lebensrettung für viele Menschen. Wenn man den reinen (arsenfreien) farblosen Phosphor unter Ausschluß sauerstoffhaltiger Luft längere Zeit im Sonnenlichte auf einer Temperatur von 240—260° erhält, so nimmt er, ohne chemisch sich verändert zu haben, ganz andere Eigenschaften an: er wird schön zinnoberroth, läßt sich pulvern, ist schwerer entzündlich und vor Allem, er ist nicht mehr giftig. Gewiß ein höchst merkwürdiges Beispiel verschiedener Eigenschaften ein und desselben Stoffes bei verschiedener Form! Man nennt diesen Phosphor, da er sich nicht krystallisiren läßt, den gestaltlosen, amorphen, sonst auch wohl den rothen, Schrötter'schen Phosphor. Zuerst verwendete ihn Böttcher 1848 in Frankfurt und zwar zur Reibfläche für die Antiphosphorhölzer, welche jetzt in vielen Fabriken am Harz und besonders in Schweden (Derebro, Jönköping) unter dem Namen Sicherheitszündhölzer ohne Schwefel und Phosphor

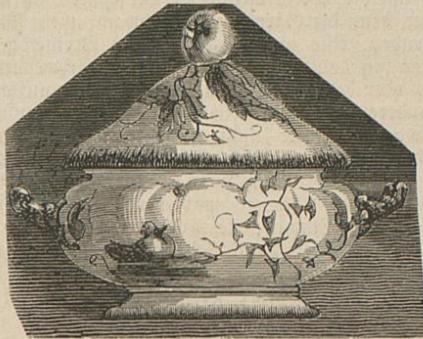
in vorzüglicher Güte hergestellt werden. Man gibt nämlich den mit Paraffin gesetteten Hölzchen eine Kuppe von der mehrerwähnten Mischung von chlorsaurem Kali und Schwefelantimon, deren explosive Wirkung man aber durch indifferente Zusätze so abschwächt, daß sie sich nicht wie die früheren Congreves durch Friction an jeder rauhen Oberfläche, sondern nur an der mit pulverisirtem amorphen Phosphor bestrichenen schnell und leicht entzündet. Zudem man die zündende Phosphormasse mit Braunstein auf die Seitenfläche der Schächtelchen für Streichhölzer austrug, hatte man das Beste erreicht, was wir bis jetzt von Feuerzeugen kennen; denn sie sind giftfrei,

— Kinder und unglücklich Liebende können ganze Schächteln mit ihrem Inhalte gefahrlos verzehren, sie sind nicht durch Druck, leichte Friction oder mäßige Wärme entzündlich, dagegen auf der Phosphormasse gestrichen sicher wirkend, vor und nach dem Gebrauche geruchlos, durch mäßige Feuchtigkeit nicht zu verderben und in Folge ihrer massenhaften Fabrikation schon jetzt sehr billig. Wenn sie in letzter Beziehung von den giftigen Phosphorhölzchen noch übertroffen werden, von denen

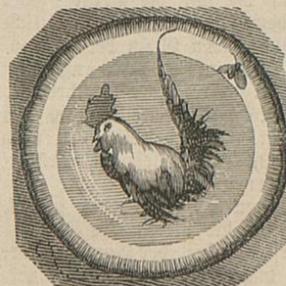
die Fabrik das Tausend zu 6 bis 8 Pfennigen im Großen verkauft, so gleicht sich dieser Unterschied dadurch reichlich aus, daß die ächten „Schweben“ niemals versagen. In Bezug auf Mannigfaltigkeit und Zierlichkeit der Waare steht die Pollack'sche Fabrik in Wien allerdings obenan: wir haben neben den einfachen Zündhölzchen sauber gerundete, gerillte, gekantelte, auf dem Durchschnitt ovale Hölzchen, von Tannen-, Fichten-, Buchen-, selbst Cedernholze, wir haben ganz kurze als Cigarrenzünder, gewöhnliche von 5 Centimeter Länge und außerordentlich lange zum Anzünden der Pfeifen, Kronenleuchter und dergl., wir haben breite, parfümirte, im Regen brennende Zünder von Holz, Papier, Wachs- und Stearinkerzen, Stimmzünder von Schwamm, salpetrirtem Holze, Baumwolle (Woolin), mit lackirten, verschieden gefärbten, selbst versilberten Köpfchen, und alles dies in den einfachsten, wie in den elegantesten und reizendsten Verpackungen. Von der Größe des jetzigen Verbrauches kann man sich eine ungefähre Idee machen, wenn man hört, daß allein in den drei Fabriken am Oberharze zu Andreasberg, Lauterberg und Oberfeld schon vor mehreren Jahren täglich zwei Millionen Zünderkerzen und achthundert Millionen Zündhölzchen fertig werden, eine Ziffer, welche sich jetzt ohne Zweifel zu einer Milliarde gesteigert hat. Bedenkt man, wieviel tausend Hände hierbei, von dem phosphorhaltigen Thierknochen und der schlanken Tanne im Gebirge an bis zum zierlichen gefüllten Schächtelchen, welches uns für drei Pfennige feil geboten wird, arbeiten und verdienen müssen, so kann uns die sinnige Betrachtung des unscheinbaren Zündhölzchens wohl eine Bewunderung unserer heiligen Naturwissenschaft und Industrie abnötigen.



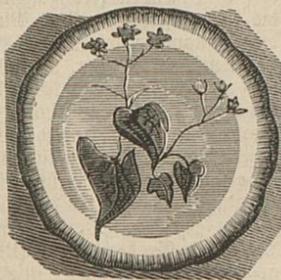
5. Fayence-Terrine von Rousseau in Paris.



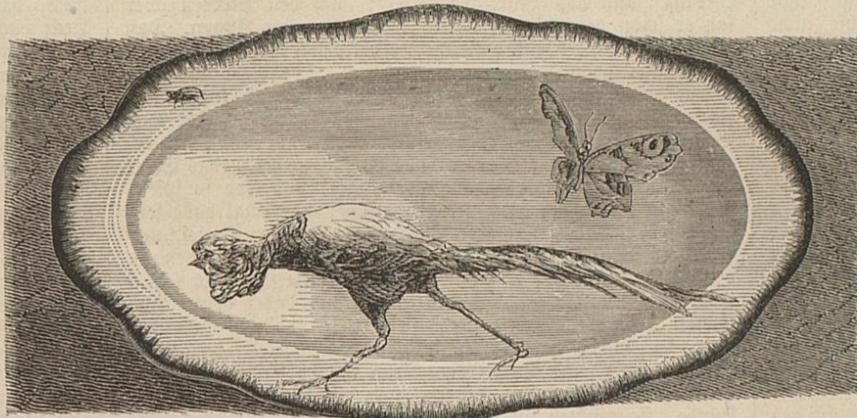
6. Fayence-Terrine von Rousseau in Paris.



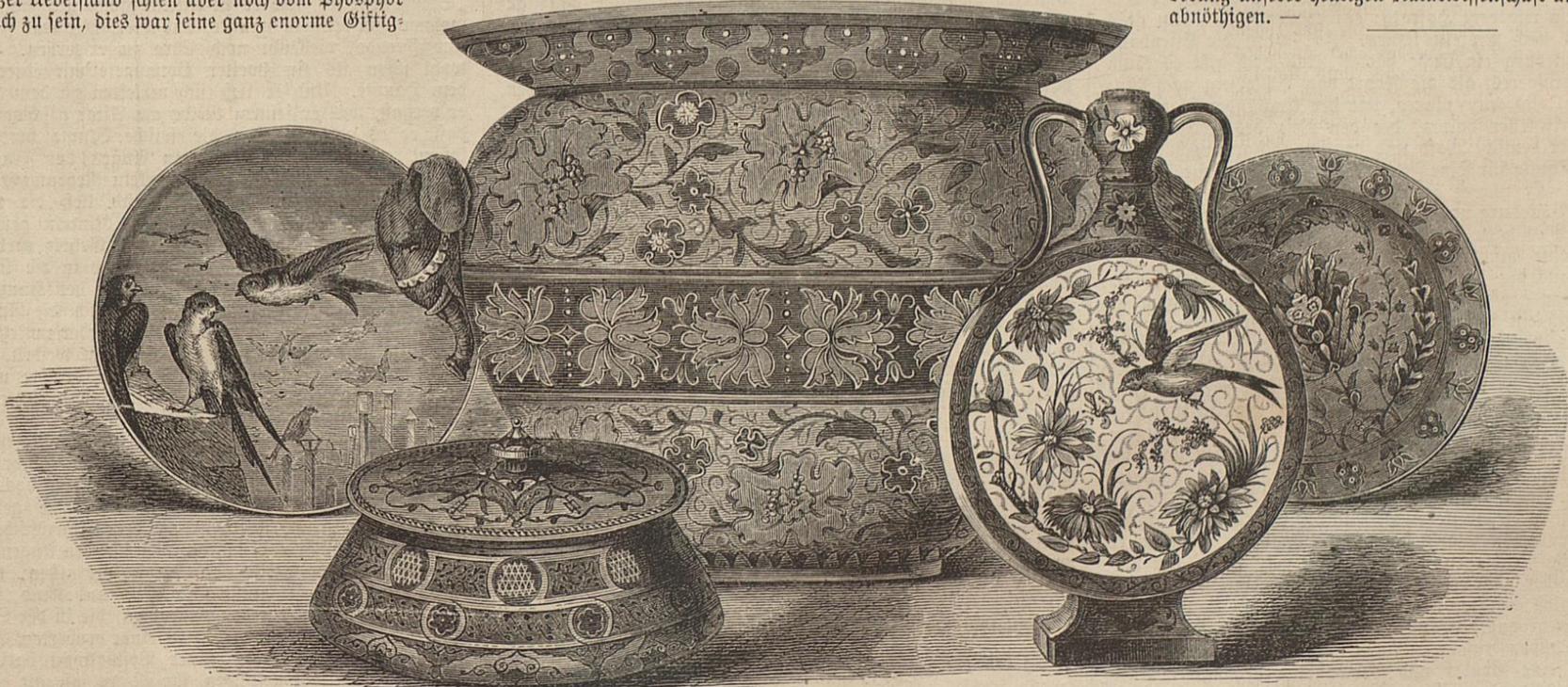
9. Fayence-Teller von Rousseau in Paris.



8. Fayence-Teller von Rousseau in Paris.



7. Fayence-Platte von Rousseau in Paris.



4. Fayence-Vasen und -Teller von Th. Dec in Paris.

Der Postmeister von Minteln.

Eine Reiserinnerung von Ludovica Hefkel.

Es war Pfingstsonnabend und die ganze Natur schien sich für das kommende Fest zu putzen; klätschend schlügen die Wellen des Weserstroms gegen die grünen Ufer, als wollten sie jedes Stäubchen abwaschen, die Sonne warf farbige Schleier über alte graue Häuser, daß sie ein schier jugendliches Ansehen bekamen. Die alten Bäume auf dem Blumenwall, dem anmuthigen Spaziergang, den der lustige König Jerome hatte anlegen lassen, reckten und dehnten sich, schüttelten die Kronen und standen dann still und steif des Pfingstfestes harrend. Ich hatte einen Gang durch die Stadt gemacht, die rings von einem Kranze grüner Berge umgeben, durch den mächtigen im Sonnenschein funkelnden Strom ein doppelt malerisches Ansehen bekam. Als ich auf der Weserbrücke stand und auf der einen Seite nach dem Paschenberge mit der Ruine des Graflich Schaumburgischen Stammeschlusses, nach der andern in das enge, saubere Städtchen hinein sah, kam mir hier der Gedanke an Wald- und Berglieder, dort an Geschichten, wie sie in alten Städten zwar immer, Gespensfern gleich, herumspuken, aber wie das bei Gespensfern der Fall ist, selten zu sehen oder zu greifen sind. In Bezug auf historische That- sachen ist es um den Local-Patriotismus schwach bestellt, der brave Bürger ist stolz darauf, wenn die alten Häuser mit ihren Giebeln, Erkern und Geschichten einem modernen Bau mit Spiegelscheiben gewichen sind, wenn es „großstädtisch“ bei ihm wird, so geräth das Beste und Interessanteste in Ver- gessenheit, und wenn es wirklich einmal gelingt, ein altes Mütterchen aufzufinden, so ist ihr die Gabe der Erzählung verjagt. Darum kommt man oft so unbefriedigt aus diesen kleinen Städten zurück, in Minteln aber hatte ich es besser getroffen. Noch einen Blick warf ich auf die Berge, jeder zeigte erst einen Vorberg, über dem sich dann der eigentliche Berg erhob; in dem weichen, schwellenden Grün der Buchen- wälder, die sie bedeckte, fiel diese Terrainsafte ganz angenehm in die Augen. Ueber die lange hölzernen Brücke hinstreitend gelangte ich in den Gasthof zur Stadt Bremen, in dem wir unser Quartier genommen. Ruhig und freundlich sah mich das hübsche graue Haus mit seinen hellen Fenstern und grünen Läden an, in der Gasse zu ebener Erde war's wie aus- gestorben, die Stühle waren mit den Lehnen an den langen Tisch gelegt, die Läden geschlossen und die Pfeifen der Stamm- gäste, als da waren der Herr Bürgermeister, der Herr Revisor, der Herr Doctor u. A., standen träge in dem hölzernen Ge- breit. Hinter dem Hause vernahm ich Stimmen und schritt in den kleinen Garten hinab, dessen Anblick mich gar wohl- thuen berührte. Es war ein recht altnöthiger, kleinstädtischer Garten mit einer Kegelsbahn auf der einen und einem durch Weinstöcke gebildeten grünen Gang auf der andern Seite; in der Mitte befand sich auf einem steinernen Würfel eine Sonnenuhr, ein kleines Kunstwerk aus der Vater bescheidenen Jugendtagen, denn an acht Stellen zugleich zeigten die Strahlen die Zeit an. Eine hübsche Laube und ein paar alte Bäume gaben Schatten, dazwischen blühte es bunt und lustig, nicht vom Kunstgärtner geordnet, keine ausländischen Gewächse, nicht einmal sehr seltene, nein, Nittersporn und Leukoyen, Zehobla- blümchen und Federnelken, Pfingstrosen und Viole, Anrisel und Lavendel, Flieder und Ranunkeln, kurz eine Flora, die noch einen richtigen handfesten Strauß lieferte, kein auf Draht gezogenes Tellerbouquet, sondern einen richtigen Strauß, wie er in die Vasen paßt, die aus der Großmutter Nachlaß daheim im Schrank stehen. In der Laube saß der Wirth zur Stadt Bremen, die lange Pfeife im Munde, das schwarze Käppchen auf dem weißen Haar; eine Flasche mit goldig-funkelndem Rheinwein und auf einem blendendweißen Holztellerchen, wie sie in Westphalen üblich, weil sich der Schinken am besten auf Holz schneiden läßt, ein Stück echten schwarzen trockenen Pum- pernickel nebst einer mächtigen Scheibe Schinken vor sich, blickte er vergnügt in seine Ueberfülle von Blumen hinein. Ich setzte mich zu ihm, er hatte Minteln noch in den Tagen seines Glanzes gekannt, als lustiges Studententhum noch die Herr- schaft hier hatte, wie dies in deutschen Universitäten meist der Fall war, als es noch ein wirkliches Studententhum gab; er hatte die Franzosenzeit und das Königreich Westphalen mit- erlebt und gehörte zu den Wenigen, die noch allerlei Geschicht- lein aus der Vergangenheit nicht nur kannten, sondern auch erzählten. Er hatte auch einen Zug zu dem Völklein der Poeten, war er doch, wie er mit Stolz erzählte, der Schwager des Herrn Hofrath Dingelstedt und zwar galt der Stolz dem Dichter ebenso wie dem Hofrath; er bedauerte nur, daß nicht mehr Poeten nach Minteln kämen. Ja, wenn die Eisenbahn nicht in Bückeburg ein Ende hätte! Und doch gibt es kaum etwas Anmuthigeres, als die Fahrt von Bückeburg nach Min- teln. Out of the way-places, wie der Engländer sagt, muß sich der Schriftsteller halten, der den Reiz des Bergangenen liebt, dem der deutsche Wald und deutsche Historie noch immer ein besseres Thema für seine Feder scheint, als die Tagesfragen; out of the way-places hatten wir uns gehalten, waren zu Wagen von Bückeburg und durch die prächtigsten Buchenwälder gefahren, und es hatte sich belohnt. Da waren landschaftliche Reize und eine historische Vergangenheit. Aus dieser Ver- gangenheit, aus der Zeit des Königreichs Westphalen aber er- zählte mir der greise Wirth zur Stadt Bremen Folgendes: „Ich war noch ein kleiner Junge, als die heillose Franzosen- wirthschaft in deutschen Landen begann, aber vergessen habe ich die Zeit nicht und habe manchmal meinem Schöpfer ge- dankt, daß er meine Kinder eine andere Jugend verleben ließ, wie mich. Nun, wir haben nicht allezeit geweint und ge- jammert, das thut die Jugend niemals, aber unter einem unerträglich harten Druck sind wir doch aufgewachsen und von den Alten haben wir nicht viel Anderes gesehen, als kummer- volle Gesichter. Sie wußten's ja aus Ihren Büchern, wie es zugegangen ist in diesem lieben Hessenlande in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts. War's doch dem Bonaparte, nachdem er so viele Reiche zertrümmert, in den Sinn gekommen, der Ab- wechslung halber auch einmal Reiche zu gründen; hier riß er einen Fegens los von irgend einem unglücklichen Lande, dort einen von einem anderen, und die Degen seiner Heerführer sollten die Lappen zusammenschieben zu einem neuen Kleide, mit dem er seine Brüder und Verwandten behängte. Auf's Zertrümmerte verstand er sich doch noch besser, als auf's Auf- bauen, und der Bruder, den er uns in das neue Königreich

Westphalen schickte, der verstand Beides nicht, der wollte nur lustig leben, das war aber Nichts für Hessenland. Wir sind ein zähes trotziges Volk und wenn wir unsere angestammten Herrscher auch nicht allemal liebten, von den verfluchten Fran- zosen mochten wir erst gar Nichts wissen. Sie konnten nicht mal unsern Pumpernickel essen, unsere Forellen und unseren Wein aber gönnten wir ihnen nicht. Absonderlich in Minteln war der Franzosenhaß grimmig, und die Männer hatten ge- schworen, die fremden Dränger nicht einzulassen, trotz des neuen Königs. Bis auf den letzten Mann wollten sie's ver- theidigen, schützte sie doch Wall und Graben, denn Minteln war damals noch Festung; Festung und Universität zugleich, die Schaumburg'schen Grafen hatten die Stadt sehr lieb, am Rathhaus können Sie ihr Kesselblatt noch sehen, und eine Stunde von hier im Kloster Mollenbeck finden Sie's auch noch an den Fenstern, nachher beginnt die Herrschaft der Lippe'schen Rose. Lachen Sie nur, daß ich das so genau weiß, aber es ist noch nicht so lange her, da kam zu Kesselblatt und Rose auch noch der hessische Leu, die Grenzen stoßen hier ziemlich dicht zusammen, und statt des Leuen haben wir jetzt den preu- ßischen Adler, aber wir wissen noch von der Zeit, da wir schaumburgisch waren, von hier aus können Sie die Stamm- burg des Grafen sehen, anno 7 aber waren wir schon lange hessisch, westphälisch aber, d. h. französisch, mochten wir nicht werden. Draußen vor den Wällen also lagen die Franzosen, ich weiß nicht mehr, wer sie commandirte, ich war eben damals noch ein Kind und kenne das Meiste nur aus den Erzählungen meiner Eltern, draußen lagen sie, und drinnen rüstete es sich zur Vertheidigung; die paar Studenten, die noch da waren, übten sich um die Wette mit ihren Professoren im Dienst auf den Wällen, denn die Garnison war schwach; mein Vater, mein älterer Bruder, Alle gingen auf in dem Vertheidigungswerk. Die Mutter saß daheim und sang mit dem Schwestern Gesang- buchblätter oder betete mit ihnen, und ich spielte auf der Straße mit den anderen Jungen „Hesse und Franjoze“; unser größter Kummer war, daß wir nicht mehr zum Stadthor hinaus- durften, denn das war geschlossen, und daß wir so gar viel troden Brod essen mußten, denn es war theure Zeit. Aber die Treue unserer Männer war vergeblich, die Franzosen kamen doch nach Minteln, sie kamen hinein durch Verrath. Freilich war's, Gott sei Dank, kein Mintelner Kind, das ihnen den Weg zeigte, aber es hat doch Manchem das Herz ge- brochen und dem Verräther selbst hat's kein Glück gebracht. Es war Schade um den schönen stolzen Menschen!

Der Alte blickte sinnend in sein Glas, dann trank er es bis auf den letzten Tropfen aus und fuhr fort: „Wo der Franz eigentlich herstammt, habe ich nie in Erfahrung bringen können, in der Posthaltereie hatte ihn einst eine fremde Herr- schaft, ob mit Absicht oder durch Zufall, wer will's sagen? vergessen, da war er und da blieb er, ein feiner, schlanker Junge mit dunkeln Augen und goldblondem Haar. Der Post- halter war ein einsamer alter Mann, aber er liebte den Jungen bald mehr, als sein Leben und nahm ihn endlich vor Gericht an Sohnes Statt an. Von Anfang an waren die Pferde dem Franz das Liebste, als er beim Posthalter ver- geben wurde, konnte er nicht viel mehr reden, als seinen Namen „Franz“ und das Wort: „Mutter“, nach den Pferden aber sah er schon damals mit seinen fremden dunkeln Augen. Daß ich's kurz mache, der alte Posthalter hatte sich mit dem Jungen eine Ruthe gebunden und konnte doch nicht mehr von ihm lassen. Der Franz war ein unnützer Bube und lernte nur zweierlei, reiten und Geige spielen, das konnte er aber auch Beides aus dem Grunde. Meine Mutter hat mir's oft er- zählt, selbst der Herr Pfarrer habe einmal gemeint, das Spiel des Franz klinge wie Gesang der Engel, und wer so spiele, der könne unmöglich ganz verdorben sein; manchmal habe sein Spiel aber auch geklungen, wie das Lachen der Teufel, und der Herr Pfarrer sei dann entsetzt gar nicht eingetreten in die Posthaltereie, wo er sonst gern verweilte, um zu sehen, wer etwa eine Extrapost bestellt hätte und dabei gelegentlich Etwas aus der großen Welt zu erfahren. Dann kam eine Zeit, da wurde der Franz stiller, man hörte keine tollen Streiche mehr, und seine Geige klang immer schöner, der alte Posthalter und der Herr Pfarrer aber reichten sich fröhlich die Hände, sie wußten schon warum. Der Herr Pfarrer hatte eine Tochter, ein Mädchen hübsch und schlank, mit einem weiß und rosen Gesichtchen, blauen Augen und blonden Haaren; es war so eins von den Gesichtern, die wie ein guter Em- pfehlsbrief sind. Jeder Mann sah es gern an, weil es so rund und freundlich war und die Weiber waren nicht eifer- süchtig darauf, weil es keine Andere in den Schatten stellte. Pfarrers Trudchen wußte auf eine geschickte Frage ganz ge- schickt zu antworten und auf eine dumme den Frager herzlich auszulachen, das gefiel nun wieder allen Männern, aber von selbst sagte sie selten etwas besonders Schlaues, sprach über- haupt nicht viel, damit waren die Weiber ganz einverstanden, denn da brauchten sie sich nicht für dümmere zu halten, als die Pfarrerstochter. Trudchen las gern, arbeitete gern, und tanzte noch lieber, mit einem Wort, sie war ein fleißiges, hübsches Hessemädchen, und der Franz hatte sein Herz an sie verloren. Wie das gekommen, weiß ich nicht, weiß auch nicht zu sagen, wann und wie ihm Trudchen zuerst gut wurde, genug, das Ende vom Liebe war, daß der Franz, der an seines Pfliegeraters Stelle Postmeister geworden war, das Trudchen aus der Pfarre hinüber führte in die Posthaltereie als seine junge Postmeisterin. Es soll schon damals Mancher den Kopf geschüttelt haben, als passe das einfache Pfarrerskind mit seinem reinen schlichten Herzen doch nicht recht zu dem tollen Gejellen, die beiden Alten aber hatten gemeint, gerade das liebe einfache Kind würde die meiste Macht haben über ihn und die Erinnerungen bannen an die schönen Frauen, die Franz gekannt und geliebt haben wollte, als ihn sein Pfliegerater einmal auf sein dringendes Bitten ein Jahr lang hatte auf Reisen gehen lassen. Sonst war er eigentlich in Bezug auf diese Reise sehr schweigsam, nur mit seinen Eroberungen soll er gern geprahlt haben. Wie er sich nachher in Trudchen verliebte, hörte das auf, und der alte Postmeister starb ein Jahr nach der Hochzeit der Beiden, bald nach der Geburt des ersten Kindes, Segen auf den Lippen und im festen Glauben an das Glück der Beiden. Er war zur rechten Zeit gestorben!“

Wieder hielt der Erzähler inne, ich ahnte, was nun kommen würde und sagte still vor mich hin:

„Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie ewig neu,
Und wenn sie just passiert
Dem brich's das Herz entzwei!“

„Ganz recht“, fuhr der Wirth zur Stadt Bremen fort, „dem Trudchen hat's das Herz gebrochen und dem Franz am Ende auch, wenn man's so nehmen will. Ich erinnere mich noch dunkel der Frau Postmeisterin als einer blaffen, ver- grämten Frau in Trauerkleidern, denn nach dem alten Post- meister starb auch der alte Pfarrer, der wußte schon besser, wie es um das Glück seiner Tochter stand und soll schweren Herzens gestorben sein. Es war aber ein eigen Ding um das Leben in der Posthaltereie, schlecht behandelt hat der Franz das Trudchen nicht, er war doch von Haus aus eine noble Natur, aber er behandelte sie gar nicht mehr, er ging seine eigenen Wege. Sie plagte sich mit den Kindern herum, deren immer mehr kamen, sie war meist müde, wenn er daheim war, und mochte dann nicht auf sein Geigenpiel hören; das weckte auch das Jünglein aus dem Schlaf, sie redete auch nicht viel mehr, als daß sie über die Diensthoten oder die vielen Böden in den Strümpfen klagte. Das verleidete ihm das Haus, und er blieb alle Tage länger in der Schänke sitzen, meine Mutter hat mir oft gesagt, wenn die beiden Leute sich nur einmal ordentlich miteinander ausgesprochen hätten, es wäre vielleicht Alles geworden; wenn sie ihm, statt müde und verdrrieht, mit heiterem Gesicht entgegen gekommen wäre, und wenn er nur ein Bißchen darauf geachtet hätte, wie sie sich quälte, und ihr einmal ein Wort des Dankes gesagt hätte, das thaten sie aber Beide nicht, und so ward dem Franz das Leben immer unerträglich, sein Geigenpiel soll auch immer dämonischer geklungen haben. Nun kam die Franzosenzeit, es ging mit Allen rückwärts, am meisten mit dem Franz, der schon gar nicht mehr vom Wirthshaus wegstam, und dessen Frau sich auch nicht mehr viel um die Wirthschaft kümmerte. Sie lag ent- weder krank im Bett oder sie saß am Fenster und horchte auf seinen Tritt, denn ihre Liebe war noch immer die alte, wenn auch die feine Lust längst erloschen war. Nun ist es vor Anfang an Allen in der Stadt aufgefallen, daß der Franz den herrschenden Franzosenhaß gar nicht theilte, er sagte oft, die Franzosen seien das klügste Volk auf der Welt und um den Bonaparte sei es doch etwas ganz Anderes, wie um alle die deutschen Fürsten, die sich erst so ungeberdig gestellt hätten und nun doch sein demüthig die Ruthe küßten, die sie sich selbst gebunden mit ihrem Troß. Er nannte die Vertheidigung der Stadt eine Thorheit und meinte, wenn die Franzosen hinein kämen, würde die Hungersnoth ein Ende haben. Woher er so genau Bescheid wußte mit den Franzosen, ahnte damals Niemand, nachher ist's ihnen freilich wie Schuppen von den Augen gefallen. Der Franz kannte nämlich jeden Winkel auf Wall und Graben, er hatte als Junge da oben oft genug gespielt und war immer gut Freund mit den Soldaten gewesen; er kannte auch ein mit Gras und Kraut schier überwachsenes Ausfallsfortlein bei der Mauer, das ins Freie führte. Nun waren zwar überall Posten aufgestellt und nach Dunkelwerden durfte sich Niemand mehr den Wällen nähern, an das Fortlein aber hatte kein Mensch gedacht, und es lag für den Franz, dessen Haus in der Nähe der Stadtmauer stand, gar bequem, sein Garten stieß hart an ein Stück Feld, dann kam ein schmaler Graben und jenseits desselben erhob sich die Mauer mit dem Fortlein. Rechts und links aber war das Stück Feld, das zur Posthaltereie gehörte, durch eine mannshohen Hecke eingeschlossen. Das hätte nun Alles militärischen Augen nicht entgehen können, aber die Offiziere, die wir noch in der Stadt hatten, waren alte, schwache Leute, auch dachte Niemand an Verrath, die Franzosen waren zu verhasst, und wenn der Franz sie lobte, so war man's an ihm gewohnt, daß er gern der ganzen Stadt widersprach, auch standen die Franzosen auf der andern Seite. Der Franz aber war ein paar Mal durch das Fortlein und auf Umwegen ins französische Lager ge- schlichen; die Sprache des Feindes verstand er, der alte Post- halter hatte ihn ja erziehen lassen wie einen Prinzen. Nun, daß ich's kurz mache, die Franzosen hatten eine schmude Frauensperson mit sich, von der wir in der Stadt auch sprechen hörten, die hatte ihr Auge auf den Franz geworfen, dessen glattes Gesicht und wunderschönes Geigenpiel ihr über die Maßen gefielen. Dem Franz aber war's wohl im Lager bei Becherklang und Spiel, wo er Nichts von Sorgen und Mühen hörte, wo Niemand um Brod für die Kinder geküßt wurde und der Satan packte ihn, er sollte den Rock des Bonaparte anziehen, sollte den Feinden den Weg zeigen in die Stadt, die gastlich ihn beherbergt und aufgezogen, da seine Eltern ihn verliehen, dann wollten sie ihm ein gut Stück Geld geben, und das schöne Weib wollte seine gute Freundin werden. In Gedanken verglich er sein Leben in der Stadt, an der Seite seines „kränklichen, verdrriehten Weibes“, unter den „Speisbürgern“, wie er in seinem Hochmuth die braven Ein- wohner von Minteln nannte, und hier, hier war Freiheit, Luft und Freude, vielleicht noch Ehre zu erwerben. Er sah sich wohl schon als ein zweiter Bonaparte mit einer Krone auf dem Haupte. Und er ließ sich verleiten zu dem Teufelswurf, er vergaß, was er seinem Weibe am Altar geschworen, vergaß, daß er es gewesen, der die frische Blume hatte verwelken lassen, er sah nur die dunkeln Augen der Französin, das blinkende Gold, und in einer dunkeln Regennacht, da öffnete er das Fortlein in der Mauer und ließ die wilde Horde, über deren Abzug am Morgen ganz Minteln gejauht hatte, und die sich doch nur in einem nahen Gehölz verborgen hielt, über das Feld, durch sein eigenes Haus in die Stadt hinein. Es wird erzählt, auf dem dunkeln Fluß des Hauses sei ihnen ein Geist entgegen getreten, vor dem sich die Franzosen ge- waltig entsetzt hätten, so daß sie schon wieder umkehren wollten, der Franz aber sei furchtlos auf die weiße Gestalt zugegangen, was ihm ein großes Ansehen zuwege brachte unter seinen neuen Freunden. Die weiße Gestalt widerlegte sich unter Wehklagen dem Eintritt der Franzosen, aber der Franz rang mit ihr, sie stürzte zu Boden, hart an der Thürschwelle, sie rissen auch den Franz mit sich fort, der das doch wohl nicht gewollt und neben der Gestalt in die Kniee gesunken war. Es sahen ihn genug Mintelner in dem französischen Rock mit todtleichem Gesicht und unheimlich glühenden Augen, sie wußten es auch auf der Stelle, daß er sie verrathen, aber an ihn konnten sie nicht, sie mußten ja Weib und Kind, sich und ihr Eigenthum schügen vor den Franzosen, die in der Stadt wirth- schafteten, wie eben Franzosen in einer erborenten Stadt wirth- schafteten. Auf der Schwelle der Posthaltereie hatte man das arme Trudchen todt gefunden, ihr Mann sah mit einer Anzahl Franzosen auf dem Rathhause, das Weib, das sie Jacqueline riefen, lag in seinem Arme, er hatte den Becher in der Hand,

aber seine Hand zitterte und seine Lippe zuckte. So hat ihn mein Vater sitzen sehen, der auf dem Markt mit einigen Anderen vergeblich noch Widerstand leistete. Eine Abtheilung der Franzosen, unter ihnen Franz, verließ schon am andern Morgen die Stadt, er wäre auch seines Lebens nicht sicher gewesen; die Andern blieben, und eifern lag ihr Druck auf der armen Stadt. Von Kassel kam der Befehl, die Wälle abzutragen, die Festung zu schleifen, und als das geschehen war, da hob König Ferdinand auch die Universität auf. Kinteln, die feste, gelehrte Stadt, war eine gewöhnliche Aderstadt geworden, freilich waren die Acker zerstampft, aber ein Bonaparte regierte uns, welches Glück! Das hatten wir dem Franz zu danken, wir waren westphälisch geworden.

Ein tiefer Groll sprach noch heute aus Ton und Blick des alten Mannes, der damals doch nur ein Kind gewesen war, das ist der alte Franzosenroll, der forterbt von Vater auf Sohn, den selbst die Religion nicht löst und der anno 70 wieder so mächtig losbrach, daß Frankreich zitterte.

„Aber der Postmeister,“ fragte ich nach langer Pause, „hat die Geschichte keinen Schluß?“

„Sie hat einen Schluß,“ entgegnete der Alte, „einen recht traurigen obenein, und ich bin der Einzige, der Ihnen denselben mittheilen kann, denn ich allein habe den Postmeister wiedergesehen!“

„Sie sahen ihn wieder und wo?“

„Hier, in Kinteln, gerade zehn Jahre nach der unseligen That. Die westphälische Herrlichkeit dauerte nicht lange, die Befreiungskriege legten dann Deutschland rein, unser Kurfürst kam zurück, ich war ein stämmiger Bursch geworden und hatte in zehn Jahren manchen Fluch gehört, der dem Franz galt, sein Bild stand noch ganz lebendig vor meiner Seele. Da war einmal wieder Kirmees in Kinteln, anno 17 oder 18 wirds gewesen sein, auf dem Markt standen die Buden mit Pfeffer-tischen und Spielzeug, Marktstänzer und Musikanten übten ihre Kunst und allerlei Volk trieb sich gaffend, kausend und schwatzend dazwischen umher; ich hatte einen kleinen Jungen an der Hand, das war des verrätherischen Postmeisters Jüngster, dessen sich mein Vater angenommen, die Andern waren schon in der Lehre, denn die Stadt hatte aus Rücksicht für die arme Mutter die Kinder gut versorgt und sie des Vaters Sünde nicht entgelten lassen. Also den kleinen Fritz, der mir sehr angethan war, an der Hand, ging ich hin und her, der Junge hatte große Freude an den Seiltänzern, ich hörte einem wandernden Musikanten zu, der, obwohl hager und abgerissen in einer fast erschreckenden Weise, doch seine Geige in einer Art Strich, die sonst den Bagabunden nicht eigen; dazu sahen seine unheimlich glühenden Augen bald mich, bald den Fritz an, als wollten sie fragen: wer seid Ihr? Ich wußte lange nicht, wo ich diese dunklen Augen hinbringen sollte; der Fritz, ein hünerfeder Bursch, knüpfte ganz ruhig ein Gespräch mit dem fremden Manne an, ja, und wie der ihn vom Boden aufhob, um ihn zu küssen, da wußte ich, wen ich vor mir hatte. Er mußte mir's ansehen, daß ich ihn erkannte, denn er griff plötzlich nach meiner Hand, drückte sie krampfhaft und flüsterte mir zu: ‚Verrath mir nicht, Karl, ich wollte nur meine Kinder sehen, nicht wahr, es ist mein Fritz!‘

„Ich bin kein Verräther!“ sagte ich mit der Härte der Jugend. Das Blut schoß ihm ins Gesicht, er zitterte, und ich hatte ein Gefühl von Neue, so daß ich milder als vorhin sagte: ‚Gehen Sie aus der Stadt, es kennen Sie Viele hier und — und —‘

„Man würde mich todtschlagen,“ sagte der Alte, „wenn ich das wüßte, bliebe ich hier, denn das wäre mir das Liebste, aber sie würden mich nicht todtschlagen, und ich müßte doch weiter wandern; Du hast Recht, Karl, ich will gehen, gleich, aber ich hab' noch eine Bitte, schlag' mir die nicht ab —“

Ich sah ihn fragend an. ‚Gib mir einen Groschen, damit sich mein Junge eine Kirmees dafür kaufen kann.‘

Wir fürzten die Thränen aus den Augen, ich gab ihm Alles, was ich hatte, und er drückte es dem Fritz in die Hand, der laut jubelte.

Wenn Dich 'mal Einer fragt,“ flüsterte der Franz mir noch zu, wie es dem Postmeister von Kinteln gegangen, nachdem er die Stadt verrathen, so sage, die Jacqueline habe ihn elend gemacht, da sei er auch den Franzosen wieder davon-gelassen und ein wandernder Musikant geworden.“ Er hob den Bogen und begann zu spielen, mir klang's, als wären alle Saiten zerrissen. Gleich darauf war er im Gewühl verschwunden, ich suchte, ich lief in's Feld ihm nach, immer den kausenden Fritz hinter mir herziehend, der weinend verlangte, ich sollte ihn endlich seine Kirmees kaufen lassen. Ich fand den Franz nicht mehr, erzählte aber mein Abenteuer zu Hause. Die Männer blickten ernst drein über die Strafe, die dem Verräther geworden, die Weiber wischten sich die Augen mit dem Schürzenzipfel, mir gab's viel Stoff zum Nachdenken, seit dem Tage bin ich um ein gut Theil älter geworden. Abermal's zehn Jahre später will ich ein Kintelner Stadtkind, das für ein großes Handelshaus weite Reisen zu machen hatte, hoch oben in Schweden in einem Wirthshaus haben geigen hören, das ist das letzte Mal, das etwas von ihm vernommen worden ist. Unser nachmaliger Herr Pfarrer hat zuweisen gemeint, der Franz habe nicht in die kleinen Verhältnisse gepaßt, draußen in der großen Welt wäre er vielleicht etwas Nüchtern geworden. Viele meinten auch, er sei damals auf seiner Reise in Frankreich gewesen und habe schon damals Geschmack am Franzosenthum gewonnen. Andere glaubten, er habe wohl selbst Franzosenblut in den Adern gehabt, und suchten ihn damit zu entschuldigen. Wer will's sagen?“

„Ja, wer will's sagen, die christliche Milde sucht nach Ent-schuldigungsgründen, und daß der Postmeister größere Anlagen besaß, als gewöhnliche Menschenkinder, schien mir auch ein-leuchtend.“ Die Vernehmung war mächtiger gewesen als er, „ich schloß mein alter Wirth,“ als Kind habe ich ihn auch gesucht, „ich denke ich, Gott wolle uns bewahren vor solchen Ver-suchungen und vor solcher Strafe, wie sie ihm geworden.“

„Sa wohl,“ sagte ich erschüttert:

„Er ist gewandert wohl hin und her, Er hat gehabt nicht Glück noch Stern, Gestorben — verborben!“

Ein unheimlicher Coupé-Genosse.

Von Georg Kelly.

Die Thüren des Wartesaals auf dem Bahnhof zu B. wurden geöffnet; in wilder Hast stürmten die Passagiere hinaus auf den dunklen Perron; rasselnde Gepäckkarrren erklärten den Füßen der einsteigenden Reisenden Krieg auf Leben und Tod; eigenjinnige Waggonschlösser wichen in ihrer charaktervollen Zurückhaltung nur der rücksichtslosesten Gewalt; die wenigen Gasflämmchen, die hier und da mißtrauisch aufpladerten, schienen mit ihrem Geschick zu hadern und ließen nicht unbedeutlich die Absicht einer völligen Arbeitseinstellung durchschimmern! All die kleinen Annehmlichkeiten, die gewöhnlich der Abfahrt eines Nachtzuges ein unsagbares Entzücken verleihen, vereinigten sich heute zu einer erschöpfenden Illustration des altherwürdigen Ganges, der von der Luft des Reisens handelt.

Mit Benutzung der strategischen Kunstgriffe, die einem alten Touristen eigen sind, hatte ich die augenscheinlichen Gefahren einzelner Coupés vermieden; ich war dem Herrn aus-gewichen, der sechs Fußtaschen und sieben Reisebeden mit sich zu führen liebte, die große Pelzmütze und den gestreiften Plaid gar nicht zu rechnen; ich hatte mit List die Dame umschlichen, der im letzten Augenblicke von den Abschied nehmenden An-gehörigen noch vier bis fünf Duzend Packchen und Schächtel-chen zugesteckt werden; ich war der Familie entronnen, deren allerliebster Knabe das ausgesprochene Talent verräth, auf den Weinen seiner Mitmenschen die ungezwungensten Tänze aus-zuführen; ich sah allein, ganz allein im Coupé zweiter Classe.

Das letzte Zeichen ertönte, und die Locomotive rüttelte sich, ihren Dauerlauf zu beginnen, als plötzlich die Waggon-thür aufgerissen wurde, und ein verspäteter Ankömmling in meine Einsamkeit schnellte; wenige Secunden darauf keuchte der Zug von dannen.

„Gott sei Dank,“ ächzte fast athemlos mein Reisegenosse und ließ sich erschöpft in das Etwas sinken, das man auf unseren Eisenbahnen eigenthümlicher Weise Postler nennt; „Gott sei Dank!“ Und dabei lüftete er den Hut, seiner glühenden Stirn Kühlung zu verschaffen.

Daran wäre am Ende Nichts auffällig gewesen, wenn nur an jenem Februarabend der Wärmemesser nicht auf dreizehn Grad unter Null gewesen hätte; außerdem schien das Costüm des Fremden schlechterdings nicht auf eine Winterfahrt be-rechnet. Kaum ein unverbeßlicher Abhärungsapostel würde bei der vorhin angegebenen Temperatur in einfacher Ball-toilette auf Wanderschaft gegangen sein! Und im leichten Gesellschaftsanzuge, in eleganten Lackstiefeln und hellen Hand-schuhen, ohne die schützende Hülle eines Paletots oder Mantels, so war mein Nachbar ins Coupé gesprungen; wie seltsam sich überhaupt sein ganzes Wesen ausnahm? Seine Augen blick-ten wild und unstät, und in seinen zuckenden Fingern vibrirte das Taschentuch, mit dem er sich die Stirn trocknete; seine Weste war falsch geknöpft, seine Kravatte hing in gelbster Schleife hernieder.

„Wie weit haben wir bis F.“ stieß er, sich halb zu mir wendend, mühsam hervor.

„Eine gute Stunde,“ erwiderte ich.

„Zwischenstationen?“ fuhr er, die Handschuhe zerknitternd, fort.

„Keine,“ entgegnete ich; „der Nachtzug geht ohne Unter-brechung bis F.“

„Hält also auch nicht an der Grenzstation?“ forschte er weiter.

„Auch nicht an der Grenzstation.“

„Um so besser, um so besser,“ murmelte er, die Hand auf die Brust pressend und erleichtert Athem schöpfend.

Der Passagier hatte mich von vornherein nicht übermäßig angeheimelt; seine scheuen, abgebrochenen Aeußerungen waren um so weniger geeignet, den ursprünglichen Eindruck glänzen-der zu gestalten.

„Ersirt zwischen B. und F. telegraphischer Nachtdienst?“ fragte er nach einer kleinen Pause.

„Gewiß,“ antwortete ich, „Tag- und Nachtdienst, ohne Ausnahme.“

Die letzte Nachricht machte offenbar auf meinen Gefährten keinen erhebenden Eindruck; er lehnte sich auf die Fensterbrüstung und verfolgte während einer halben Minute die seit-wärts vom Schienenwege in verschlungenen Linien auf- und niedersteigenden Dämpfe.

„Und Sie wissen genau, daß wir auf keiner Zwischen-station anhalten?“ sondirte er nach einer Weile.

„Auf keiner,“ bestätigte ich der Wahrheit gemäß, ohne daß die erhärtete Thatsache mir überströmendes Vergnügen bereitet hätte.

„Gut, gut,“ flüsterte der Andere, „dann kann mir bis F. der elektrische Funke Nichts anhaben!“ Und wieder fuhr er mit dem weißen Taschentuch über Stirn und Wangen; die Belichtung des Coupés durch die schwankende Glaslampe war bescheiden genug; nichtsdestoweniger vermochte ich zu unterscheiden, daß die Berührung des Taschentuchs mit seinem Gesicht auf dem ersteren kleine rothe Fleckchen zurückgelassen hatte.

In meinem Geist tauchten plötzlich sämtliche Bände des neuen Pitaval auf; all die stattlichen Mörder und Giftmischer, die in jenem Werk ihre geschichtliche Würdigung finden, marschirten im Paradeschritt an mir vorüber und schwenkten salu-tirend ihre Hackbeile und Arsenik-Flaschen!

Ich zog mein Cigarrenetui hervor, um durch die fried-lichen Wolken einer Havanna die Visionen, die mich bis auf den ehrwürdigen Schindlermann zurückgeführt hatten, ver-schwinden zu machen. Wie mechanisch streckte mein Nachbar seine Rechte aus, ergriff die einzige Cigarre, die meine Tasche überhaupt noch enthielt, und schnarrte ein zerstreutes: Merci, Merci!

Ich war einen Augenblick consternirt; dann sammelte ich mich, so gut es sich in der Kürze bewerkstelligen ließ, und beistete mich, der Pantomime des Fremden Folge leistend, die Zündhölzchen aus der Verborgenheit meiner Weste zu Tage zu fördern; ehe ich jedoch meine patentirten Kaiserlichtchen zu erwischen vermochte, hatte der Andere mit einem laconischen „schon gut, habe selbst“ eine kleine dunkle Hülse aus der Tasche gezogen, die er energisch an seinem Stiefelabsatz hin- und her-rieb; das Resultat war ein heftig sprühender Feuerregen, der in zischenden Garben bis zur Decke des Waggons emporschöß und in einer Art von blaßgrüner bengalischer Flamme endigte.

Im salbem Schein dieser Wolschächelbeleuchtung machte ich die frohe Entdeckung, daß mein Genosse nur auf der einen Hälfte des Gesichtes einen Badenbart trug, auf der anderen indeß diesen Schmud entschieden vermiffen ließ.

Inzwischen erlosch das gespenstische Licht, und in dichten Zügen paßte der räthselhafte Unbekannte vor sich hin. Wenn ich auch von der Natur nicht mit besonderer Anlage zur Venglichkeit ausgestattet worden bin, so fühlte ich mich doch dem Fremden gegenüber nicht ganz als Ritter Bayard ohne Furcht und Tadel! Fremden — hatte mir einst meine gute Tante eingeprägt — Fremden muß man stets mit einer ge-wissen Vorsicht begegnen; und dabei hatte die Tante noch gar nicht einmal an Fremde mit bengalischen Flammen und halben Badenbärten gedacht! Ein triftiger Grund, hier doppelt auf der Hut zu sein!

„Rache ist süß, Rache ist süß,“ monologisirte mein Nach-bar mit unheimlichem Lachen; „Eisgruber hatte es längst verdient, endlich hat ihn das Schicksal ereilt! Kennen Sie Eisgruber?“ wandte er sich fragend an mich.

„Ich hatte nicht die Ehre,“ entgegnete ich und sah mich bereits im Geiste als neunundneunzigsten Zeugen in einem be-rühmten Todtschlagsprozeß vor den hohen Gerichtshof treten, um mit Anstand und Würde meine Aussage zu Protokoll zu geben.

„Eisgruber, ha, ha, ha, Eisgruber,“ fuhr der Andere fort und sein Lachen nahm eine nahezu dämonische Klangfarbe an; „lange genug hat er's getrieben, zu lange, viel zu lange! Ein's Tages mußte ihn der vernichtende Schlag treffen! Mag die Welt über mich denken wie sie will, ich bereue Nichts; im Gegentheil ich freue mich, ich spotte ihres verdammdenen Ur-theils, ha, ha, ha!“ — Grausig; sein ha, ha, ha gleich auf ein Haar dem Triumphschrei Samiells im Freischütz!

„Nieder mit den Tyrannen, nieder mit den Unterdrückern-ohne Rücksicht auf die Folgen, ohne Scheu vor den Conse-quizen!“ Und dabei gesticulirte der Fremde mit einer Entschieden-heit, die das Coupéfenster in die hoffnungsloseste Lage von der Welt brachte.

Nieder mit den Tyrannen, nieder mit den Unterdrückern, hatte er gesagt; es mußte also ein Fanatiker sein, der die politischen Gegner im Feuer des Parteikampfs gemeuchelt hatte. Ein leises Gefühl der Theilnahme für den Unglücklichen überkam mich und würde sich vielleicht lebhafter geäußert haben, wenn Coupé-Drusus mir nicht meine letzte Cigarre ent-fremdet hätte, und dabei rauchte er sie nicht einmal mit Ver-stand, sondern qualmte mit der ungestümen Vernichtungswuth darauf los, die politische Mörder in der Regel bei annectirten Havannas zu entwickeln pflegen.

„Um Cäcilie allein hatte er es hundert Mal verdient,“ fuhr der Fremde erregt fort; „um Cäcilie, diesen Engel, der hoch erhaben den Verruchten überragte, wie ein Cherub die Verdammdten! Kennen Sie Cäcilie?“

Ich verneinte aufs neue und präparirte mich in Gedan-ken auf eine passende und effectvolle Schlußphrasen, mit der ich als neunundneunzigster Zeuge vor den Assisen den Vogel ab-schießen würde.

„Cäcilie ist eine Göttin, die jener Unwürdige absichtlich fränkte, absichtlich verletzte; und weshalb, wissen Sie weshalb?“

Ich blieb nothgedungen in meiner Rolle des stummen Vertrauten und schüttelte, so liebenswürdig es die Verhältnisse irgend gestatteten, mein Haupt.

„Sa, ha, ha, so einfach wie möglich, weil sie keine Augen für seine Seufzer, keine Ohren für seine schmachtenden Blicke hatte!“

Einen Augenblick überlegte ich, ob ich meinen Freund, den Verbacher, auf die begangene Verwechslung der Worte und Begriffe aufmerksam machen sollte; nach flüchtiger Erwägung stand ich davon ab und tastete eine Eigenthümlichkeit nicht an, die seit jeher bei fliehenden Todtschlagern zu den berechtigten gehört.

„Mich zog sie ihm vor, und das konnte der Glende ihr, das konnte er mir niemals vergessen.“

Die Sache nahm durch die letzten Aeußerungen des Un-bekanntem eine neue Wendung; also Eiferucht war auch mit im Spiel und hatte entscheidend auf die dunkle That eingewirkt! Ob nun mehr Politik oder mehr Eiferucht ins Ge-fecht geführt wurden, diese Frage lag vorläufig für mich in nächtiges Schwarz gehüllt.

„Wenn Sie Cäcilie nicht gesehen haben, so haben Sie Nichts gesehen, mein Herr! Sie ist eine Sylphide, eine Fee! Wie ein Federball fliegt sie in die Höhe — wie ein Kreisfel dreht sie sich um sich selbst!“

Er fixirte mich scharf und schien eine Bestätigung zu er-warten; um Worte verlegen, begnügte ich mich mit einem Kopfnicken, in welchem ich alle Achtung vor Damen auszuprä-gen suchte, die wie Federbälle in die Höhe flogen und sich wie Kreisfel um sich selbst drehen.

„Und dieses himmlische, dieses göttergleiche Wesen wagte er zu beschimpfen und nannte sie —“ er unterbrach sich und sah mich forschend an. „Können Sie sich vorstellen, wie er sie nannte?“ fragte er mit einem Tone, der dem Rollen des nahenden Ungewitters gleich.

Ich begann nach und nach ein gewisses Gefühl der Be-schämung über meine Unwissenheit zu verspüren und nicht ohne Beflemmung schüttelte ich wie vorhin meine Locken!

Sie errathen nicht, wie er sie vor acht Tagen genannt hat?“

„Abermaliges Schütteln; gesteigerte Beschämung.“

„Eine Gans,“ brüllte er, „eine Gans,“ und seine Stimme mahnte an das Brausen des Föhn.

Ich bebte unwillkürlich zurück; auf die Gans war ich nicht gefaßt gewesen; so verworfen hatte ich mir Eisgruber nie und nimmer vorgestellt.

„Nicht wahr,“ fuhr der Unbekannte fort, „es ist unerhört, alle Begriffe übersteigend. Schon damals pulsrte mir das Blut wie toll in den Adern, schon damals trieb es mich zu thun, was ich jetzt gethan. Aber jene Stunde war meinem Plan nicht günstig; ich legte mir Zwang an und verschob den Act der Rache bis zu einem geeigneteren Moment!“

Ich konnte nicht umhin, meinem Gefährten im Stillen das Zugeständniß unächtiger Geschäftsdisposition zu machen.

„Also heute?“ warf ich bescheiden dazwischen.

„Zanohl heute,“ ergänzte er, „heute hat er daran glau-ben müssen!“ — Seine Augen sprühten unheimliche Blitze, und seine Worte klangen hoßl und dumpf wie das Grab.

Ein leichter Schauer überließ mich; es ist wahr, Eisgruber

hatte unverzeihlich gehandelt, die „Gans“ war eine mehr, als teuflische That gewesen, und dennoch konnte ich nicht umhin, Eisgruber aus tiefster Seele zu bedauern; hatte er doch „daran glauben“ müssen!

„Wie gesagt, meine Devise ist: nieder mit den Tyrannen, nieder mit den Unterdrückten!“

Plötzlich wandelte sich die Sprache des Fremden zum leichten Conversationston, und nachlässig hingeworfen fragte er mich: „Haben Sie noch eine Cigarre bei sich?“

„Thut mir unendlich leid; ich hatte die Ehre, meine letzte von Ihnen geraucht zu sehen!“ Ich wählte nicht ohne Absicht diesen verbindlichen Ton; Höflichkeit soll nach dem Urtheile der Fachkennung bei reisenden „Buzzen“-Chefs vortrefflich placirt sein.

„Schade, schade,“ brummte er; „das Kraut war brillant, superbes Aroma! Vielleicht,“ fuhr er, in seiner Fracktasche suchend, fort, „vielleicht habe ich indeß selbst noch eine bei mir. Wichtig, da ist sie, war mir's doch gleich so gewesen!“ Und wieder brachte er aus irgend einem Winkel seiner Kleidung, außer einer etwas ramponirten Cigarre, eine dunkle Papierhülle hervor, wieder setzte er die letztere mit seinem Stiefelabsatz in Berührung, und wieder zischte ein knisternder Feuerstrom bis an die Decke des Waggons. Statt der hellgrünen bengalischen Flamme glühte aber diesmal eine violette auf, und wahrhaftig, bei ihrem grellen Schimmer machte ich die Entdeckung, daß jetzt meinem angenehmen Partner auch der halbe Schnurrbart fehlte; die linke Hälfte seines Gesichtes zeigte nur Schnur, die rechte nur Backenbart, eine Neuerung, der nichtsdeweniger ein gewisser genialer Wurf nicht abzusprechen war!

Die nächsten zwei oder drei Minuten vergingen mit abgerissenen Lobpreisungen, die Cäcilie allein galten und mit düsteren Verwünschungen, in welche sich Eisgruber und die Cigarre, die keine Luft hatte, theilen mußten.

„Cäcilie — Göttin — erbärmliches Exemplar — Eisgruber — miserables Deckblatt — Nymphen — Gans — Engel — elendes Geschöpf — Fee — aus Bierreden“ — so und ähnlich ging es weiter, bis die Cigarre allmählig zur Einsicht kam und in soliden vorwurfsfreien Wolken den Grimm meines Gefährten erstickte.

„Sie reisen nur bis F.?“
„D nein, bis N.“ entgegnete ich auf die Gefahr hin, zwischen F. und N. als Nachfolger Eisgruber's den Freunden des besseren Jenwärts nah und näher gebracht zu werden.

„Schade,“ sprach bedauernd mein Nachbar; „ich werde schon in F. gefesselt.“
Der Gleichmuth, mit dem er seinem unvermeidlichen Geschick entgegenah, imponirte mir.

„Sie glauben?“
„Ich glaube nicht, ich weiß; wie wäre ich sonst unterwegs?“

Der Mann wurde mir immer unerklärlicher — eine Flucht ins Zuchthaus war mir noch nicht vorgekommen.
„Mit allen Händen wird man mich festhalten; daran bin ich gewöhnt!“

Auch das noch; also ein wohl-routinirter Bagno-Sträfling sah neben mir; — Eisgruber war nur ein verschwindendes Glied in der Kette seiner Opfer gewesen — ich hatte es weder mit einem politischen Fanatiker, noch mit einem rasenden Othello zu thun — mein Genosse tödtete aus Neigung und Beruf!

„Darf ich fragen,“ wagte ich, „weshalb Ihnen, da Sie doch einmal selbst hingehen, der Telegraph vorhin solche Sorge machte?“

Der Teufel auch; Eisgruber's Anhang hätte ja auf einer Zwischenstation meine Weiterreise zum bewussten Ziel verhindern können, und hin wollte ich, hin mußte ich — ich kenne in jenen Mauern meine Leute!

Er kannte in jenen Mauern seine Leute; ob er die Kerkermeister des Platzes oder die dort ansässigen Mordgesellen meinte, darüber ließ er mich im Unklaren.

„Es ist keine Verbrecher-Colonie, wie die meisten anderen,“ fuhr er fort, und ein gefälliges Schmurren überflog auf einen Augenblick die mir zugekehrte Hälfte seines Antlitzes; der Gewissenhaftigkeit wegen constatirte ich, daß es die Hälfte mit dem Backenbart war! — Aha, ich fing an zu begreifen; jedenfalls kannte er aus eigener Erfahrung die bessere Verpflegung, die mildere Behandlung im Gefängnisse zu F. und zog es vor, dort seines Urtheilspruches zu harren.

„In F.," sprach er weiter, „gibt's wenigstens ein dankbares Publicum; da steigt man mit Vergnügen auf das bretterne Schaffot!“

Mit Vergnügen auf das Schaffot! Seine Kaltblütigkeit flößte mir Respect ein.
„Was habe ich denn da noch in der Tasche!“ murmelte er und krante mit der Rechten in der Tiefe des Fracks, aus welcher sich demnächst ein dolchartiges Instrument entwickelte.
„Mein Stilet von heute Abend! Vermaldehytes Ding Du, ich brauche Dich nicht mehr; willst Du mich auch noch an Eisgruber erinnern?!“ Und damit schleuderte er den Dolch durch das halbgeöffnete Fenster des Coupes in die Nacht hinaus, eine Gelegenheit, die auch die zweite Hälfte des Schnurrbartes zum Davonflattern in die liebe freie Gotteswelt benutzte!

Die vorhandene Situation ließ kaum noch einen Zweifel übrig; doch weshalb hatte mein Gefährte nur sich unkenntlich zu machen gestrebt, weshalb hatte er den falschen Bart angelegt, da er sich doch selbst der Behörbe in F. zu stellen beabsichtigte?

Eben wollte ich ihn auf die vereinsamte letzte Säule seines defecten Backenbartes aufmerksam machen, als er, sein Antlitz mit der Hand überstreifend, mir zuvorkam.

„Abscheulich!“ rief er, den Bart entfernend und mit den Fingern im Gesicht umherfuchend, „das hatte ich in der Rage ganz vergessen; die Gesichtse hätte mir im Hôtel den ganzen Eindruck verderben können!“

Hôtel nannte er jedenfalls in einer Umwandlung von Galgen-Humor den Arme-Sünder-Thurm, der ihm bald seine gastliche Pforte öffnen sollte.

„Und wenn mich erst die Directorin des Instituts so gesehen hätte — fürchterlicher Gedanke!“
Die Directorin?! Das machte mich aufs neue stutzig; wie ersprießliche Fortschritte auch die Emancipation des weiblichen Geschlechts gemacht haben mochte, davon hatte ich nie gehört, daß die Frauen lähnen Sprunges sogar bis zur selbstständigen Leitung von Kerkerverliesen und ähnlichen Etablissem-

ments vorgebrungen seien! Dessenungeachtet schwieg ich und beugte mich vor der Thatsache!

„Wir können nicht mehr weit vom Ziele sein,“ sagte nach einer Pause mein Gefährte im Tone innigster Sehnsucht.
Meine Bewunderung des Mannes wuchs mit jeder Minute; er schien ein eingefleischter Gefängnis-Enthusiast zu sein.

„Suchen Sie mich auf,“ fuhr er in zutraulicher Weise fort, „wenn Sie gelegentlich durch F. kommen!“
Diese Einladung versetzte mich abermals in Verlegenheit.

„Glauben Sie, daß man mich ohne weiteres zu Ihnen lassen wird?“ brachte ich mühsam hervor.
„Zu mir lassen?“

„Ja wohl, ich befürchte, nach dieser Richtung hin auf Schwierigkeiten zu stoßen!“
Mein Nachbar blickte mich erstaunt an und warf dann mit einem Anflug von Geringschätzung hin: „Die paar Groschen Entree scheuen Sie also?“

„Entree — entschuldigen Sie, aber ich wußte nicht, daß man für Entree —“
„Schon gut, schon gut,“ unterbrach er mich. „Sie sollen freien Eintritt haben; schicken Sie einfach Ihre Karte zu mir in die Garderobe!“

In die Garderobe! Die Affaire wurde mir von Secunde zu Secunde unverständlicher.

„In fünf bis sechs Tagen,“ fuhr mein Nachbar fort, „wird Cäcilie auch da sein; um die Zeit gehen ihre Verpflichtungen auf der Galerie in B. zu Ende, und sie ist wieder frei!“
Cäcilie auch — ich gerieth in einen Taumel von Bestürzung.

„Cäcilie ist meine Braut, und in F. hoffen wir unseren Bund vor dem Altar zu besiegeln.“
Braut — Bund — Altar — mir schwirrten die Sinne.

„Gehörter Herr,“ stotterte ich, „Sie machen sich zu große Illusionen über die Strafanstalt zu F.“
„Erlauben Sie,“ versetzte er mit Wärme, „die Schauspielergesellschaft der Directorin Aurelia Flieder verdient die Bezeichnung Strafanstalt nicht.“

„Schauspielergesellschaft?“ rang sich's aus meiner Brust, „mit wem habe ich denn eigentlich die Ehre?“
„Mein Name ist Alphons Schwertfeger, erster Held und Liebhaber!“

„Und Cäcilie?“
„Meine Braut, Fräulein Cäcilie Sperber; erste sentimentale Liebhaberin, Gesangs-Soubrette und Charakter-Tänzerin!“

„Und Eisgruber?“
„War mein früherer Director in B., bei dem Cäcilie bis zur Beendigung ihres Contractes, der in einigen Tagen abläuft, verweilt, um mir dann ins neue Engagement zu Frau Aurelia Flieder zu folgen!“

„Aber Ihre Rache an Eisgruber — sein, daran glauben müssen!“
„Bestand darin, daß ich, sein Karl Moor, sein Marquis Posca, ihm heimlich durchgegangen bin!“

„Der Dolch — die Raketen —“
„Waren Ueberbleibsel von der heutigen Vorstellung: Anatole, der Rumpfr des Lebens; ich eilte, wie ich ging und stand, vom Theater zum Bahnhof, um den Zug nicht zu versäumen!“
Ich athmete beruhigt auf; ebenso die Locomotive, die in F. zwei Minuten Aufenthalt machte.

Mein-Gefährte drückte mir die Hand und schwang sich aus dem Wagen.
„Schicken Sie mir!“ rief er mir von außen zu, „wenn Sie durch F. kommen, Ihre Karte; Alphons Schwertfeger — Sie wissen ja; Sie müssen mich spielen seh'n; Feuer, Stil, Bewegung; Emil Devrient der Zweite, nur mehr Schwung, mehr Genialität!“

Die Locomotive schnauzte zu neuer Bewegung auf; die Bahnhofsgebäude der Station F. begannen zurückzuweichen, ebenso mein Freund auf dem Perron.

Im letzten Augenblicke brüllte er mir noch mit Stentorstimme nach: „Meinen Mortimer kann ich Ihnen besonders empfehlen; großartig, noch nicht dagewesen!“
Einige Secunden später, und Mortimer war meinen Blicken entschwunden.

Scherz-Rebus.



Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. VII, Seite 242.

Weiß.	Schwarz.
1) Th e 5 — e 4	D d 4 beliebig
2) D h 8 — e 3 ♁.	A.
1)	Sp g 6 — f 4: ob. e 5
2) D h 8 — f 8 ♁.	B.
1)	L e 3 — f 4:
2) D h 8 — d 4 ♁.	C.
1)	beliebig
2) L f 4 — d 6 ♁.	

Auflösung des Buchstaben-Räthsels Seite 242.

P R A G
R E B E
A B E L
G E L D

Correspondenz.

M. B. Das Bleichen der Wäsche mit Eau de Javelle ist beschrieben, Bazar 1873, Seite 18, unter der Chiffre: Junge Hausfrau in Thüringen. —
Fr. A. W. in C.
C. G. in B. Um Delle auf einem Parquet-Fußboden zu entfernen, reibt man gebranntes Magnesia mit Benzol zum Brei an, mit dem man die Stelle bedeckt; wenn das Benzol verflüchtigt, bürestet man die Magnesia ab. Wenn nötig, muß das Verfahren wiederholt werden.
Eine Abonnentin J. C. Von dem Gebrauch des Citronensaftes als Haarmittel ist unbedingt abzurathen.
Kleine Zypside. Die überlebende Zeugprobe läßt sich ziemlich leicht in einer Auflösung von Soda waschen; schlechter ist es freilich mit der Sulfurwasserstoff-Verbindung, doch läßt sich ungemein leicht durch Reiben mit der Hand zerreiben, deshalb seien Sie beim Waschen vorsichtig.
A. S. in G. b. G. Verdünntes Wasserstoffsuperoxyd (oxydirtes Wasser) ist den Haaren unschädlich; es wird nach gehöriger Reinigung der Haare von Fett z. B. mittelst Boraxlösung täglich einmal aufgetragen.
Therese in Wien. Morax sogen. Colner Haarwasser besteht aus einer parfümirten Auflösung von Ricinusöl in Spiritus, eine Mischung, die in verschiedenen andern Saarmitteln ebenfalls vorkommt, und welche, wenn man nur zeitweilig für gehörige Reinigung des sonst durch das Ricinusöl allmählig klebrig werdenden Haares sorgt, dem gesunden Haar nicht schaden kann.
D. v. B. Waschmittel ist der Name für Soda (Natriumcarbonat) Natron, die Verwendung des Soda zur Wäsche läßt sich nicht einwenden, sobald nur schließlich die Soda aus der Wäsche gehörig wieder herausgeholt wird.
A. H. Das Glycerin genannte angebliche Haarwuchsbeförderungs-mittel ist ein parfümirter Glycerinauszug von rothem türkischem Pfeffer. Wir halten dieses Präparat für eine sehr „unglückliche Idee“, da solche hautreizende Mittel nur ausnahmsweise bei Haarantheiten nützlich sein können. Glycerin auch niemals als Haareinsetzungsmittel gelten kann.
Lydia in Wien. Wir empfehlen Ihnen als vortreffliches botanisches Werk das Lehrbuch der gesammten Pflanzenkunde von Prof. Seubert. 4. Auflage. (Leipzig, Winter'sche Verlagsbuchhandlung.)
F. G. Versuchen Sie die durch Feuchtigkeit in einem Delnubilde entstandenen hellen Flecke, vorausgesetzt, daß sich dieselben im Firnis des Bildes, nicht in den Farben befinden, nach der Pettinier'schen Methode der Restauration von Delnbildern fortzuschaffen. Man bedeckt dazu den Boden eines flachen Holzkastens, der so groß ist, daß das Delnubild gerade bedeckt, mit einem Flanellstück, durchtränkt dieses mit flüchtigem Spiritus und bedeckt die Schale nun mit dem Bilde — die Bildfläche nach unten. Man überläßt es nun den aufsteigenden kalten Spiritusdämpfen, die Feuchtigkeit flecken fortzuschaffen; wenn nötig, begießt man nach dem Verdampfen des Spiritus den Flanell noch einmal mit etherischem — Sind indeß die Flecken des Bildes selbst angegriffen, so ist diese Methode nutzlos, und die Flecke sind dann überhaupt nicht durch chemische Mittel zu entfernen.
A. G. Berlin. Eau de Lys de Lohse enthält kein Blei, sondern besteht nach den Berliner Industrieblättern aus 2 Theilen Zinnweiß, 2 Theilen präparirten Talkstein, 4 Theilen Glycerin und 200 Theilen Rosenwasser. Die Lohse hat mit diesem Mittel Nichts zu thun, auch ist dasselbe von den ersten Aerzten Deutschlands z. B. nie empfohlen worden. Zinnweiß ist übrigens nicht wie Bleiweiß von der Haut absorbirt, kann daher nur dadurch schädlich wirken, daß es bei längerem Gebrauch durch das mechanische Verstopfen der Poren die Hauttätigkeit föhrt.
Die Unwissende. Sie müssen das Kleid zum Bleichfarben schon der geschickten Hand eines Färbers übergeben, mit einem Färberecept kann Ihnen unmöglich allein geholfen sein, zum „Egalisieren“ gehört Uebung und das Appretiren erfordert Maschinen.
N. B. in Graz; Forträth in G. in G. Ein Hausmittel bei veralteter Frost, erfrorenen und beständig gerötheten Nasen, Wangen zc., welches ganz vortreffliche Dienste leisten soll, besteht in Folgendem: 1 Theil Alaun wird in 50 Theilen heißem Essig gelöst und die Lösung, so heiß als der Patient sie vertragen kann, als Compressen oder mit Wattebaum zu einem Teig geknetet heiß auf den leidenden Theil gebracht. Man erneuert den Umschlag nach ein paar Stunden und wiederholt dies je nach dem Grad des Uebels einmal oder einige Male noch.
A. B. in L. Wenn Sie nicht eine der vielen hübschen Franzosen als Aufsicht der Bettede wählen wollen, welche der Bazar in diesem und vorigen Jahre gebracht hat, so müssen Sie noch etwas Gebild haben; in einigen Wochen wird eine sehr hübsche gestricelte Bordüre im Bazar erscheinen.
M. C. in F. i. d. M. Der rothe Damaststoff eignet sich am besten zu Möbel-Überzügen. — Von dem grauen Seidenstoff können Sie ein Gesellschaftsleid anfertigen. Garnitur am besten von demselben Stoffe wählen Sie eines der im Bazar gegebenen Modelle.
A. A. in K. In einer chemischen Reinigungsanstalt wird mit Hilfe der Appreturvorrichtungen das sehr leicht gelingen, was Sie vergeblich suchen mit eigener Hand herzustellen.
Alter Abonnent. Zerbrochenen Meerschäum kettet man mit einem Brei aus 1 Theil frisch gelöschtem Kalk und 10 Theilen Käse (Quart).
Des hilfsbedürftigen Papagen Poths krankhafter Angewohnheit, sich leicht zu rufen, ist schwer Einhalt zu thun. Lesen Sie nach, was A. W. in seinem Handbuch für Vogelliebhaber, Band I (srembländische Bogen Seite 341 hierüber vortreibt).
Abonnentin D. in O. Das Mittel von H. Gänther in Altona besteht aus einem weingeistigen Auszug von Jabelwurz und Cascarillrinde. Das Mittel von H. Künigel in Sandshof besteht aus einer 3/4 procentigen wässrigen Lösung Borchweinsteins und 1/2 % einer indifferenten organischen Substanz.
A. S. in Wien. Das Rezept zu einer Zahnpasta, welche im Wesentlichen so zusammenge setzt ist, wie die von Pfeffermann in Wien, lautet nach G. W. in 1: 60 Theile Schlämmkreide, 26 Theile Wurferschalen, 6 Theile Flortiner Lash, 3 Theile Pfefferminzöl, mit so viel Tragantstarkem angefeuchtet, als zur Consistenz erforderlich ist.
W. St. in L. Ihre Frage, ob das Fischer'sche Mittel gegen Taubheit probat sei, läßt sich einfach dahin beantworten, daß, wie die Ursachen der Taubheit sehr verschieden sind, die anzuwendenden Mittel dies auch sein müssen. Gewöhnlich bestehen die angeblichen Geheimmittel gegen Taubheit aus Brevenneröl, versetzt mit kampherhaltigen Oelen (Castoreum zc.); daß solche Mittel in einzelnen Fällen von ganz guter Wirkung sein können, ist natürlich, jeder Arzt kennt sie, und wird sie, wenn er die Ursache der Krankheit ergründet hat, eventuell anwenden.
A. K. in L. Spanisches Weiß oder spanische Kreide ist identisch mit Talcum, und in jeder Apotheke käuflich.
A. K. in B. am Rhein. Sie sollten dem Inzerate doch ansehen, daß der angebliche Herr Director ein Karpfischer und Nichts weiter ist. Werfen Sie also Ihr Geld nicht fort!
H. T. Abonnentin in Nürnberg. F. Ravené u. Söhne, Berlin, Walastraße 92 n. 93.
A. B. Die Kopfhare werden zunächst mit Seife gründlich gereinigt, dann mit kaltem Wasser gewaschen, gespült und hierauf so lange (zwei bis mehrere Tage) in wässrige, schweflige Säure (nicht Schwefelsäure) gebracht, bis sie weiß erbleichen. Hierauf werden sie nachmals mit Seife gewaschen, gespült, und einige Zeit lang dem Sonnenlichte ausgesetzt.
M. Da wir keine betreffende Adresse erfahren konnten, setzen wir Ihnen Wunsch, ein Institut zu wissen, in welchem nervöse und dadurch gelähmte zurückgebliebene Knaben unter ärztlicher Aufsicht mit gutem Erfolge erzogen worden, hierher, in der Hoffnung, durch diese Notiz eine Antwort zu erlangen.